



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

## Das Maschinenalter

Suttner, Bertha von

Zürich, 1889

VII. Die Religionen.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47415](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47415)

## VII.

## Die Religionen.

Was uns vom heutigen Standpunkt aus interessiert, wenn wir das religiöse Leben des Maschinenalters studieren, ist weniger der Inhalt der offiziellen Bekenntnisse als vielmehr das Erwachen des Humanitätsbegriffes, der damals, sofern er als Losung des Freidentertums auftrat, als der Gegensatz von Religion angesehen wurde, obschon er dazu bestimmt war, selber zur welterobernden Religion zu werden. Ferner interessiert uns das Verhältnis, in welchem die beiden Weltanschauungen — die alte, erbgeessene, mit allem Apparat der Ehrwürdigkeit umgebene, und die neue, langsam um sich greifende, mit Mißtrauen und Verachtung behandelte — zu einander standen.

In dem Kampfe des Freigedankens mit dem Glauben, wie er im Maschinenalter sich abzuspielen begann, könnte man einige derselben Phasen wiederfinden, welche die Historiker jener Zeit aus dem achtzehnhundert Jahre früher stattgehabten Kampfe von Christen- und Heidentum aufgezeichnet hatten. Nicht als ob das Freidentertum, im Sinne religiösen Zweifelgeistes, erst im Maschinenalter sich zu entfalten begonnen hätte; derselbe war vielmehr im achtzehnten Jahrhundert viel auffälliger aufgetreten als im neunzehnten und war überhaupt, seitdem es positive Religionen gab, immer neben denselben eingegangen, wie schon aus dem Verhalten der griechischen Philosophie zu der griechischen Götterlehre hervorgeht. Was

aber erst im Maschinenalter zu entstehen anhub, das war der positive Freigedanke, im Gegensatz zum negativen. Die auftauchende Weltanschauung war nicht mehr eine bloße Verneinung anzuzweifelnder Glaubenssätze, sondern eine Bejahung beweisfähig begründeter Wissenssätze.

Die Entwicklungslehre war es, welche den Wurzelboden zu der Humanitätsreligion abgab; war es, welche nicht nur den vollen Beweis mit sich brachte, daß die herrschenden Dogmen (Paradies, Sündenfall, Sintflut u. s. w. u. s. w.) auf Irrtum ruhten, sondern auch die Beweise enthielt, daß die Menschheit in fortschrittlicher Entfaltung begriffen sei und dazu beanlagt, unter Verzichtleistung auf eingebildete Himmel, sich ihr Erdenheim immer schöner und glückbringender zu gestalten. Die neue Religion begann demnach sich ihre Ziele aufzustecken. Nicht nur zu zerstören — auch aufzubauen war sie gekommen: nämlich das Reich des Friedens und der Freude, der Gerechtigkeit und der Vernunft.

Ihr Propagandawerk war das einfachste von der Welt: nicht durch Predigten und Anpreisung ihrer eigenen Grundsätze, noch durch Angriffe gegen die veralteten gewann sie sich Anhänger, sondern einfach durch Verbreitung naturwissenschaftlicher Studien. Wer sich diese in ihren letztgewonnenen Ergebnissen zu eigen gemacht hatte, der konnte nicht anders, als die alten Dogmen zu verwerfen und den neuen Zielen entgegenzustreben. Und wer von diesen Studien ferngeblieben, dem war überhaupt nicht beizukommen; dem war der ganze Gesichtskreis unerschlossen, in welchem die zu beweisenden Dinge lagen. Wer also heute eine Geschichte von der Entstehung und Verbreitung der Humanitätsreligion schreiben wollte, der hätte zugleich die Geschichte von der Entfaltung der auf dem Entwicklungsprinzip fußenden Naturwissenschaften verfaßt.

Wenn wir die Schriften der dazumal zur Weltliteratur gehörenden Dichter und Gelehrten zur Hand nehmen, so könnte man wahrlich meinen, daß dem freien Gedanken die Herrschaft gebührte. Betrachtet man hinwiederum das ganze öffentliche Leben und dessen Einrichtungen, so will es scheinen, als sei

die ganze Welt im Banne des Glaubens gestanden. Beide Auffassungen wären eine arge Täuschung. Selbst unter denjenigen, die sich offiziell zu dieser oder jener Kirchenlehre bekannten, gab es mehr Laue und Zweifelnde als wirklich Überzeugte, und selbst unter denjenigen, die sich aller kirchlichen Übungen entzogen und die ihrem Berufe nach als Professoren, Ärzte und dergleichen doch die Ergebnisse der modernen Wissenschaft kennen gelernt haben mußten, gab es nur wenige, die sich laut und konsequent zum Freigedanken bekannten. Widersprüche und Kompromisse: das war die Signatur des damaligen religiösen Lebens. Niemand bekannte gern Farbe; denn wer sich als blinder Anhänger aller Dogmen erklärte, mußte bei vielen Leuten, mit welchen er in Verkehr stand, als Schwachkopf erscheinen, und wer sich offen „Freigeist“ nannte, der wurde von vielen verdächtigt, ein Bösewicht zu sein. Um denn im gegenseitigen Umgang nicht anzustoßen, waren die Gläubigen „Bösewichter“ genug, um ihre Überzeugungen zu verheimlichen, und die Freidenkenden genug „schwachköpfig“, die ihren nicht herauszukehren.

Es war für die letzteren freilich schwer, ihre Ansichten zu vertreten, ohne Ärgernis zu geben, ohne die heiligsten Gefühle derer zu verletzen, welchen sie mitunter Achtung und Liebe zollten oder Rücksicht schuldeten. Denn manche der edelsten Tugenden, als da sind: Nächstenliebe — benannt christliche Liebe; Bescheidenheit — benannt Demut; Drang nach Höherem — benannt Andacht, waren zugleich mit dem Katechismus gelehrt worden, und so flossen in den meisten Gemütern die Begriffe Tugend und Religion in Eins zusammen. Daher konnte man bei diesen an den Katechismus nicht rühren, ohne sich den Anschein zu geben, als verachte man die Tugend selber, als sei man einfach schlecht. Wir haben heute leicht reden über die damaligen Glaubens- und Kulturzustände; dieselben sind uns so entrückt und von unseren ethischen Gefühlen so unabhängig, wie dies die ägyptische oder griechische Mythologie für unsere Vorfahren war. Wir können, wenn wir das Studium verschiedener menschlicher Religionen betreiben, die

christlichen Mythen und Riten mit der gleichen Unbefangenheit beleuchten wie die übrigen, während die damaligen Religionsforscher Anstoß erregten, wenn sie die Methode, welche zum Studium indischer, chinesischer, mexikanischer und nordischer Sagen diente, auch auf den herrschenden Glauben zu übertragen wagten. Das wurde auch von den meisten klugerweise vermieden. Zwar verfiel man keinen Ketzergerichten mehr, welche jeden Zweifel an den quia absurdum geglaubten Dingen hochnotpeinlich bestrafte; aber es waren noch manchenorts Gesetze gegen „Beleidigung der Staatsreligion“, „Gottelästerung“ zc. in Kraft und daneben war als ein Überbleibsel der Ketzerverachtung ein stillschweigendes Konvenienzgebot aufrecht erhalten, wonach es zum guten Ton gehörte, religiöse Zweifel zu verschweigen.

Man wollte und konnte nicht — wenn man innerlich noch so fest in seiner Negation war — dieselbe gewissen Leuten gegenüber geltend machen. Man wollte nicht, weil man die edlen Gefühle edler Mitmenschen nicht beleidigen mochte, die nur in dem Einen zurück waren, daß sie die wissenschaftlichen Thatfachen, auf welche man seine Negation stützte, einfach nicht kannten; man konnte nicht, weil eben durch diese Unkenntnis eine Verständigung unmöglich gewesen wäre. Eben so leicht war es, einem Pappländer etwas in lateinischer Sprache zu erklären, als einem in den Naturwissenschaften Unbewanderten die Unhaltbarkeit des Dogmenglaubens demonstrieren zu wollen. Auch waren die meisten der damaligen Freidenker noch imstande, den Gefühls- und Gedankenzustand der Gläubigen nachzuempfinden, da sie gewöhnlich selber in der Jugend die gleichen Phasen durchgemacht, auf denen jene stehen geblieben waren. Denn die Kindererziehung war noch allgemein eine vom alten Glaubensgeist durchtränkte: in den öffentlichen Lehranstalten von Gesetzes wegen, in den Familien von Gewohnheits wegen. Und was von dem religiösen Mitempfinden nicht anerzogen war, das war mitunter angeboren; die durch unzählige Geschlechtsfolgen vererbte Denkweise wirkte noch fort; die im Urmenschen entstandenen, durch die ganze alte Geschichtsepoche

weiter entwickelten, im Mittelalter zur höchsten Entfaltung gelangten abergläubischen Vorstellungen stammten auch jedes Kind des neunzehnten Jahrhunderts mit der natürlichen Anlage aus, abergläubisch zu sein. Es gehörte ein immerhin anstrengendes Insbewußtseinrufen der neugewonnenen wissenschaftlichen Anschauung dazu, um die im Seelengrunde schlummernden unbewußten Erbschauungen niederzuhalten, und es erforderte hingegen — auch für den Aufgeklärtesten — nur eine sehr geringe Anstrengung, sich in die naivsten Glaubensvorstellungen seiner Zeitgenossen hineinzudenken.

„Diese Quelle übersinnlicher Vorstellungen“ — so schrieb Max Nordau in seinem Buche „Die konventionellen Lügen der Kulturmenscheit“ unter der Rubrik „Die religiöse Lüge“ —, „die Vererbung, werden wir nur allmählig durch die aufgehäuften Arbeit vieler Generationen verfliegen machen und erst in Jahrtausenden wird der Mensch von Geburt angelegt sein, die Erscheinungen der Welt und des Lebens naturwissenschaftlich und vernünftig zu betrachten, weil hundert Geschlechtsfolgen ihm so vorgedacht haben werden, wie wir von Geburt angelegt sind, diese Erscheinungen abergläubisch und irrationell anzuschauen, weil nicht hundert, sondern vielleicht hunderttausend Generationen vor uns die Gewohnheit des fehlerhaften Denkens gehabt haben.“

Bücher, wie das eben angeführte, beweisen uns wieder deutlich, in welchem schreiendem Widerspruch die überkommenen Einrichtungen zu den neu auftauchenden Ideen standen. Wenn ein Werk, welches die sämtlichen herrschenden Gebräuche der Konvenienz behandelte, dreißt „konventionelle Lügen“ sich betiteln durfte und dabei Verbreitung und Beifall fand, so zeigt das, wie wenig die allgemeine Meinung mit den umgebenden Verhältnissen noch übereinstimmte. So namentlich in dem religiösen Verhalten der Leute. Nicht Irrtum — d. h. Unwahres aufrichtig für wahr zu halten — war den Meisten vorzuwerfen, sondern Lüge — d. h. den innerlich als solchen erkannten Irrtum äußerlich als Wahrheit zu behandeln —;

ein System, zusammengesetzt aus Heuchelei und Indifferentismus, aus Weltflugheit und Gedankenlosigkeit.

Hätte man eine Statistik der religiösen Lügner aufgestellt, so würde sich gezeigt haben, daß ihre Zahl diejenige der wirklich Gläubigen bedeutend übertraf — von der verschwindenden Zahl der wirklich und offen Freidenkenden gar nicht zu reden. Eine sehr verbreitete Klasse unter den religiösen Lügner war die der Politisch-Frommen. Bei diesen galt die Religion — besonders die Religion der Anderen — als ein wichtiger Halt ihres ganzen konservativen Programmes. Daß Kirche und Thron, sich gegenseitig stützend, zu einander gehören; daß der politische Autoritätsglauben durch Dogmenglauben befestigt wird; daß Unterwerfung unter die Priesterherrschaft die Unterwerfung unter Klassenherrschaft fördert: das war den Konservativen und Feudalen klar — und wo nicht klar, so doch instinktiv bewußt.

Wie der Konservatismus, so war auch der Militarismus fromm. Schwert und Krummstab waren stets die besten Freunde. Die sogenannte Religion des Friedens und der Liebe war stets bereit, über die Unternehmungen des Krieges und der Feindschaft ihren Segen zu sprechen, und gegenseitig: um besagte Lehre des Friedens und der Liebe verbreiten und verteidigen zu helfen, gaben sich die Träger des Hasses und der Verwüstung immer willig her.

Neben den Politisch-Frommen sehen wir die Vornehm-Frommen. Dieselben gehen von denselben Grundanschauungen aus wie die vorigen; nur verbinden sie keine politischen Zwecke damit. Sie finden einfach, daß es zum guten Ton gehört, religiös zu sein; daß es eine gute Sache ist, wenn das Volk fortfährt, sich mit den himmlischen Freuden zu verträsten, und keine die Ruhe der Vornehmen störenden Revolten versucht; sie finden, daß es nicht schicklich ist, wenn von Dingen, welche der Mehrzahl der Leute heilig sind oder doch heilig sein sollten, mit unbefangener Kritik gesprochen wird — der kritische Geist an und für sich ist schon etwas die vornehme Ruhe Störendes;

sie finden ferner in der Ausübung religiöser Zeremonien eine angenehme Bethätigung vornehmer Lebensgewohnheiten; die Kirchenetikette ist ihnen ebenso bindend wie die Hof- und Salonetikette und bietet die gleiche Eitelkeitsbefriedigung, sogar eine noch raffiniertere, da bei religiösen Festen neben dem Prunk des Reichthums auch noch der Prunk der Gefühlserhabenheit entfaltet werden kann.

Eine fernere Kategorie religiöser Sügner bilden die Spiritualistisch-Frommen. Dieselben, über den Glauben an den Buchstaben der Schrift und über die Befolgung der kirchlichen Gebote hinausgewachsen, selber sich für Philosophen ausgebend, stellten sich, anlässlich von Streitigkeiten zwischen Dogmatismus und Freidenkertum, stets auf Seite des ersteren. Nicht die Substanz desselben verteidigten sie, aber dessen Geist, nämlich das Prinzip des Übersinnlichen und Übernatürlichen, welches ja auch ihrer Philosophie zu Grunde lag und welches sie gegen die Angriffe der naturwissenschaftlichen Anschauung am besten zu schützen vermeinten, wenn sie mit der Heermacht des offiziell anerkannten Dogmenglaubens sich verbündeten.

Die verbreitetste Klasse derselben Ordnung endlich waren die Indifferent-Frommen. Die hätten auf ihr Banner das Wort „vielleicht“ stecken sollen. Sie wußten nichts, sie glaubten nichts, sie leugneten nichts; sie waren nur der Ansicht, daß die Ansichten der Anderen vielleicht auf Wahrheit, vielleicht auf Irrtum beruhten, daß es daher am einfachsten sei, jeden bei seiner Meinung zu lassen und die Zustimmung denjenigen zu bezeugen, welchen die Überzahl und die Übermacht gehört.

Denken wir uns einen Kreis von Leuten, in welchem je ein Vertreter der oben angeführten Religionslügen und zwei religiös Aufrichtige (nämlich ein wirklich Gläubig-Frommer und ein offener Freidenker) untereinander eine Diskussion führen, so ergäbe sich ungefähr folgendes Wechselgespräch:

## Personen.

Minister Pomeier, der Politisch=	} Fromme.
Professor Spimeier, der Spiritualistisch=	
Graf Pomeier, der Bornehm=	
Gutsbesitzer Zmeier, der Indifferent=	
Pfarrer Glaumeier, der Gläubig=	
Doktor Freimeier, der offene Freidenker.	

(Die Herren sitzen am Soupertisch bei Wein und Zigarren und besprechen die Tagesneuigkeiten: Kaiserzusammenkünfte, Parlamentsverhandlungen, Regierungsjubiläen, Arbeiteraufstände. Anlässlich der letzteren ist das Wort gefallen: „An all den Wirren trägt nur die überhandnehmende Irreligiosität die Schuld“ und damit ist die Unterhaltung auf das religiöse Gebiet gebracht.)

Pomeier. Ja, so ist es. Wenn die Leute keinen Glauben mehr haben, wenn ihnen nichts heilig ist, so ist die unausbleibliche Folge Anarchie. Da hilft nichts als eine Umkehr zu den gesunden Prinzipien. Das ist Sache der Schule; es muß nämlich der nachwachsenden Generation der christliche Geist wieder eingehaucht werden — dann können wir wieder Ruh' und Ordnung im Staate haben.

Glaumeier. Dieses Resultat wäre allerdings sehr wichtig, aber dennoch ein nebensächliches. Die Hauptsache ist, daß nur durch christliche Erziehung die ewige Seligkeit erlangt werden kann. Es ist ein Jammer, zu sehen, was heutzutage der Böse für Siege davonträgt. Es greift eine Rauheit in der Erfüllung religiöser Pflichten um sich, die noch erschreckende Folgen haben wird. Sie selbst, Excellenz, der Sie eben ganz richtig angeführt haben, wo die Wurzel des Übels steckt, und von dem ich doch voraussetzen kann, daß Sie ein gläubiger Christ sind —

Pomeier. Natürlich bin ich das und rühme mich dessen.

Glaumeier. Sie selbst versäumen oft den Gottesdienst und es ist mir nicht bekannt, daß Sie regelmäßig Ihre österlichen Andachten verrichten.

Bomeier. Das sind Außerlichkeiten, mein Verehrter, auf die halte ich nichts. In dem Neuen Testamente selber können Sie nachlesen, daß der Heiland zu den Pharisäern gesagt hat, dem Herrn sei Lippendienst nicht wohlgefällig. Übrigens, da wo es sich handelt, ein Beispiel zu geben, ver- säume ich es nicht, mich bei kirchlichen Ceremonien zu zeigen.

Glaumeier. Das genügt nicht. Wenn man nicht aus eigenem Drang den Geboten der Kirche Gehorsam bezeugt, wenn man nicht alles glaubt, was diese lehrt —

Zmeier. Aber, bester Herr, wer verlangt denn noch so etwas in unserer Zeit? Höchstens von Kindern und Frauen. Es giebt ja vieles, was man nicht glauben kann, was nur symbolisch zu nehmen ist. Man läßt die Anderen, die es buch- stäblich nehmen, dabei, denn jede religiöse Überzeugung verdient Respekt, aber selber —

Freimeier. Selber darf man ein Acker sein! Wären wir nur um ein paar hundert Jahre jünger, unser Freund Glaumeier zeigte Sie beim Inquisitionsgerichte an und Sie würden mit Recht verbrannt.

Bomeier. Sie thun sehr unrecht, Doktor, über heilige Dinge zu spotten. Wir wissen ja, daß Sie ein Freigeist sind, aber Sie thäten besser, dieses Gebrechen nicht herauszukehren — man giebt doch nur Anstoß und Argerniß damit.

Freimeier. Gesinnungsgegnern giebt man stets Argerniß, welches immer die herausgekehrte Meinung sei — den Gesinnungsgegnern hingegen handelt man durch offenes Aussprechen gewiß zu Dank.

Bomeier. Ganz richtig; es fragt sich aber nur, wer diese Gesinnungsgegnern sind. Sie werden mir zugestehen, daß zu uns religiösen Leuten alle Spitzen der Gesellschaft gehören, alle hohen Würdenträger des Hofes und des Staates — wenigstens äußerlich — und daß im Volke die Braven zu uns halten, die Ehrlichen, Anständigen; während in Ihre Genossenschaft zumeist nur der Bürgerstand sich einreihet; sehen Sie nur die Listen der Mitglieder freidenkerischer Gemeinden: da finden Sie Bevatter Schuster und Schneider, Hafner und

Seiler; unter den Gebildeten sind die Religionslosen Materialisten und Nihilisten, unter dem Volk sind's die Mörder und Diebe, die Insassen der Zuchthäuser und die Kandidaten des Galgens.

Bomeier. Bravo!

Freimeier. Allerdings haben die Ruchlosen das Eine mit den Freidenkern gemein, daß sie ohne Glauben sind — wenigstens größtenteils; doch giebt es auch, wie Sie wohl wissen werden, genug Banditen, welche die Heiligen anrufen, ihnen bei ihren Raubzügen beizustehen, und erst gestern habe ich in der Zeitung von einem Dienstboten gelesen, der nach glücklich gelungenem Totschlag eine Dankkerze in der Stephanskirche angezündet hat. . . . Doch immerhin — lassen wir als allgemeine Regel gelten: das Verbrechervolk gehorcht keiner Konfession — berechtigt dies zu dem Rückschluß, daß die Konfessionslosen zum Verbrechervolk gehören?

Bomeier. Das habe ich auch nicht behauptet, ich meinte nur, daß diese Übereinstimmung für den Freidenker wenig schmeichelhaft ist.

Freimeier. Wenn man dieser Übereinstimmung auf den Grund geht, so findet man, daß sie weder zu unserem Nachtheile, noch zum Vortheil der Gläubigen spricht. Die verschiedenen Kirchenlehren ordnen gewisse Sittenregeln an: Du sollst nicht stehlen, nicht morden u. s. w.; sie thun dies aber gestützt auf gewisse Dogmen, deren Fürwahrhaltung sie gleichzeitig und mit noch größerem Nachdruck anordnen. Diejenigen, welche jenen Sittenregeln entgegenhandeln, müssen natürlich über die Kirchenlehren sich auch hinausgesetzt haben, daher ihr Stückchen Übereinstimmung mit denjenigen, welche die Dogmen nicht annehmen, dabei aber fortfahren, jene Sittenregeln hochzuhalten. Dieses Zusammentreffens brauchen wir uns nicht zu schämen; da dürften eher Sie einigermaßen erröthen, daß Sie in der Leichtgläubigkeit mit den alten Bettelweibern übereinstimmen, welche an den Kirchenthüren Rosenkranz hersagen. Das ist eben das Traurige an der Sache, daß allen konfessionellen Tugendlehren ein Verbot des Vernunftgebrauches

vorangeht, daß die Moral auf so absurden Ammenmärchen aufgebaut wird, die im Lichte der täglich wachsenden wissenschaftlichen Erkenntnis immer unmöglicher geglaubt werden können, was zur Folge hat, daß bei vielen Geistern mit dem Glauben zugleich auch die Moral in die Brüche geht.

Bomeier. Darum soll man an dem Glauben — besonders beim Volk — nicht rütteln.

Freimeier. Das „besonders beim Volk“ hebe ich nicht auf; das gehört einer Denkart an, welcher der demokratische Geist der Neuzeit entwachsen ist.

Bomeier. Ein Geist, mit dem wir hoffentlich noch fertig werden . . .

Freimeier. Auch diese Unterbrechung hebe ich nicht auf. Nur mit Bezugnahme auf das beliebte „Man rüttle nicht“ wollte ich Ihnen folgendes Geschichtchen zum besten geben. Bei mir zu Hause befinden sich, als alte Familienerbstücke, einige wunderhübsche Porzellanfiguren. Dieselben sind, samt ihrem Postament, schon seit vielen Geschlechtsfolgen von Vater auf Sohn übergegangen. Sie haben sich unverfehrt erhalten, nur das Postament — ein primitives Holzgestell — wurde von Jahr zu Jahr morscher und wackeliger. Da man nun auf die schönen Figürchen — es waren allegorische Darstellungen verschiedener Tugenden — ungemein viel hielt, wurde eine große Sorgfalt auf das Postament verwendet — denn fällt dieses um, so sind ja auch die kostbaren Statuetten in Scherben. Es ward daher so viel als möglich an dem Gestell geflickt, geleimt, dasselbe thunlichst vor Wettereinflüssen, vor dem Magen des Holzwurmes geschützt, und namentlich jedem, der in die Nähe kam, ängstlich zugerufen: „Nur um Gottes willen nicht anstoßen!“ — von „rütteln“ schon gar nicht zu reden. Noch bei meinen Eltern standen die Figuren auf diesem schwankenden Ding, und wie eindringlich wurde mir da nicht aufgetragen, letzteres zu hüten und zu schonen, damit die Kleinode ja nicht herunterfallen. Ich aber habe mir indessen einen steinernen Sockel aufgebaut — der Steinbruch, aus dem ich mir das Material geholt, heißt Wissenschaft —

und da hinauf habe ich nun die kostbaren Erbstücke gestellt; da ist keine Gefahr mehr, daß sie zerschellen. Dieses Postament vermodert nicht, im Gegenteil: täglich wird es durch neu hinzu gefügte Steine fester; so kann ich mich des Besitzes freuen und so soll er auf meinen Sohn auch überkommen.

Glaumeier. Ja, ja, Ihr Sohn, der arme Junge, den Sie weder zur ersten heiligen Kommunion, noch zur heiligen Firmung geschickt haben, was seiner Zeit genug Entrüstung hervorgerufen hat . . .

Freimeier. Sogenannten heiligen Zorn, nicht wahr? Wir wissen, wie weit dieser Zorn aufzustrahlen imstande ist — bis zum Entzünden unzähliger Scheiterhaufen. Nur wir sollen uns nie ärgern, nur wir dürfen nicht entriistet sein, wenn wir sehen, wie der Vernunft ins Gesicht geschlagen wird!

Glaumeier. Ihre kleine Parabel wäre übrigens recht hübsch, wenn nicht das Ganze auf einer falschen Basis ruhte. Die Sache ist nämlich gerade umgekehrt: Nicht das göttliche Wort ist das wankende Postament, sondern die so gepriesene Wissenschaft, welche ja nur unvollkommenes, menschliches Stückwerk ist. Auf die läßt sich keine Tugendlehre aufbauen. Besonders aus der materialistischen Wissenschaft, wie sie heutzutage leider immer mehr und mehr verbreitet wird, läßt sich wieder nur materialistische Gesinnung gewinnen: krasse Geldgier, zügellose Sinnenlust . . .

Freimeier. Ach, über das unselige Zusammenwerfen der Begriffe anläßlich gleichlautender Worte: wissenschaftlicher und praktischer Materialismus haben weiter nichts miteinander gemein als ein paar Buchstaben.

Glaumeier. Bleiben wir bei Ihrem allegorischen Gleichnis. Die einfache Wahrheit, daß dem göttlichen Worte mehr Vertrauen gebührt als dem menschlichen, ist doch so in die Augen fallend, daß dagegen sich zu verschließen doch nur —

Freimeier. Doch nur auf Anreizung des Teufels geschehen kann, nicht wahr? Es ist nicht ohne Mut von Ihnen, Herr Glaumeier, den stark in Mißkredit gekommenen Höllfürsten ins Treffen zu bringen, denn wahrlich, es giebt nur mehr wenig gebildete Menschen, die den Teufelsglauben laut bekennen. Von Ihrem Standpunkt aus sind Sie dazu nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet; denn was Sie „das göttliche Wort“ nennen, ist ja mit der Teufelslehre ganz und gar verflochten. Natürlich würde auch mir die „so einfache Wahrheit“ einleuchten, daß göttliche Offenbarung glaubwürdiger wäre als menschliche Gelehrsamkeit. Aber wer hat uns gesagt, daß jene Offenbarung göttlich sei? — Menschen. Warum erscheint Ihnen denn diese Versicherung, welche zurückreicht bis zur Kindheit des Menschengeschlechts, glaubwürdiger als das Ergebnis menschlicher Forschung aus der vorgeschrittenen Gegenwart? Mit anderen Worten: warum — so mangelhaft unsere Wissenschaft auch noch sei — erheben Sie über dieselbe die absolute Unwissenheit?

Glaumeier. Wir haben Beweise: — nämlich die Wunder.

Freimeier. Nämlich Unmögliches. Der heutige Stand des Wissens schließt dieses Argument ganz aus. Gerade so, wie der Teufel nur mehr wenig Verteidiger trifft, so wird es bald auch keinen Gebildeten mehr geben, der für Wunder einzustehen wagt. Nicht nur des durchaus mangelhaften Zeugnisses wegen, welches für das vermeintliche Geschehen derselben vorliegt, sondern wegen ihres Widerspruches mit dem täglich klarer erkannten Prinzip von der Unabänderlichkeit der Weltgesetze.

Spimeier. Ich habe bisher geschwiegen, weil ich der Meinung bin, daß es nichts Unerquicklicheres giebt als Religionsdispute (Bo-, Po- und Smeier nickten zustimmend) — aber hier kann ich doch nicht umhin, ein Wort mitzureden. Nicht daß ich das Stillestehen der Sonne auf Josuas Geheiß oder die jährliche Blutung des heiligen Januarius in Neapel oder ähnliche Sachen für wahr halten wollte; — darüber sind denkende

Seute freilich hinaus und wir geben gern zu, daß viele der überlieferten Mirakel entweder nur symbolisch gemeint waren oder auf Täuschung beruhen; dadurch ist aber die Unmöglichkeit der Wunder überhaupt noch durchaus nicht bewiesen — ebenso wenig, als man etwa durch falsche Berichte lügenhafter oder unwissender Reisenden auf die Nichtexistenz des mangelhaft beschriebenen Landes schließen könnte.

Freimeier. Ganz richtig. Wir haben auch andere Gründe für die Negierung der Wunder als die Unhaltbarkeit gewisser Legenden. Diesen Grund machen wir nur dann geltend, wenn uns die betreffenden Argumente eben als Gegenargumente hingestellt werden. Wenn für die Existenz eines Landes, von dem die Geographen wissen, daß es nicht existiert, kein anderer Beweis vorgebracht werden kann als die verschiedenen, als falsch entlarvten Berichte, dann —

Spimeier. Pardon, Herr Doktor, hier ertappe ich Sie bei dem anmaßenden Worte, welches die Schwäche Ihres Negationssystems „entlarvt“: „— von dem die Geographen wissen, daß es nicht existiert.“ Das Wunderland, meine Herren materialistischen Geographen, haben Sie nie betreten, aber daß es existiert, das wissen andere. Das sollten Sie auch selber zugeben, wenn Sie etwas von der Bescheidenheit besäßen, welche die echte Wissenschaft ziert und welche diese von der Anmaßung der sogenannten neuen Schule — der Büchner und Kompagnie — unterscheidet, die da alles, was sie nicht mit Fingern greifen kann, einfach ableugnet. Das ist freilich eine bequeme Methode, aber sie entbehrt — verzeihen Sie — nicht nur der Idealität der Auffassung, sondern auch der wissenschaftlichen Gründlichkeit. Bedenken Sie doch, wie viel unerklärte Mythen die Natur selber uns noch weist; — oder was vermögen Sie uns über alle die merkwürdigen Erscheinungen von Hypnotismus, Magnetismus, Gedankenlesen, Suggestion u. s. w. zu sagen oder über die Manifestationen der Geister in mediumistischen Kreisen?

Freimeier. Was ich dazu sage? — Teils noch unerforschte, natürliche Vorgänge, teils Täuschung und Schwindel.

Spimeier. „Schwindel, Schwindel“ — das ist sehr leicht gesagt. Damit lassen sich aber die Dinge nicht abthun, welche über die Materie erhaben sind und welche zu allen Zeiten und an allen Orten dem Menschen Kunde aus einer überfinnlichen Welt bringen und immer gebracht haben. Zieht sich nicht durch die ganze Geschichte eine ununterbrochene Reihe von transcendentalen Phänomenen? Denken Sie nur an die indischen Fakirs und die sibirischen Schamanen, an das zweite Gesicht der Schotten, an Cagliostro, Swedenborg und Mesmer, oder — um nur von Dingen zu reden, die uns allen nahe liegen —: an Ahnungen und Träume, Ekstase, Hellsehen und dergleichen. Man muß nur in Schopenhauer — der gewiß nicht der Bigotterie beschuldigt werden kann — nachlesen, was er über „Geistersehen und Verwandtes“ sagt. Der war doch nach Ihren Begriffen ein starker Geist, und trat an diese Dinge nicht mit trockener Verneinung heran, sondern setzt ohne weiteres deren übernatürliches Wesen voraus.

Freimeier. Hätte Schopenhauer lange genug gelebt, um die Ergebnisse der neueren psychologischen Forschung, welche über Traum und Bewußtsein und sonstige Gehirn-Funktionen und -Zustände Aufschluß geben, kennen zu lernen, er würde sich nachträglich des erwähnten Kapitels sicher geschämt haben.

Spimeier. Das sagen Sie — aber wir Spiritualisten sind im Gegenteile stolz darauf, daß wir durch die Spekulation zu denselben Schlüssen auf die Existenz höherer Mächte und unsterblicher Geister gelangen, zu welchen jedes Menschenkind durch seine innere Anlage, durch sein angeborenes religiöses Gefühl gelangt. Ja, nicht nur die größten Philosophen der alten und neuen Welt — von Aristoteles bis zu Hegel, von Plato bis zu dem erwähnten Schopenhauer —, nicht nur die Weisen des Morgen- und die Denker des Abendlandes — Moses und Zoroaster, die Kirchenväter und die Konzilien — haben wir für uns; — wir haben das unabwiesbare Zeugnis der Menschennatur selber, welche seit jeher und überall erkannt hat, daß es übernatürliche Gewalten giebt.

Glaumeier. Wir haben besseres Zeugnis als dieses: wir haben die Offenbarung.

Spimeier. Entschuldigen Sie: bei aller Hochachtung vor Ihrem Standpunkt will ich in der Streitführung mit Herrn Freimeier von der Offenbarung absehen. Die Philosophie muß in ihren Spekulationen immer so vorgehen, als gäbe es keine schon bekannte Wahrheit; dieselbe ist das X, welches sie sucht. Gelangt sie dann durch ihre eigenen Folgerungen zu Resultaten, welche mit der Offenbarung übereinstimmen — desto besser.

Glaumeier. Das ist auch der Fall.

Spimeier. Ich gebe es ja zu; aber, wie gesagt, dem Herrn Doktor gegenüber sehe ich von diesem Standpunkt ab. Ich will ihn auf seinem eigenen Felde bekämpfen, nämlich auf dem Felde der Natur und unserer Kenntnis derselben. Hier zeigt sich einerseits das Walten unzähliger geheimer Kräfte und andererseits die enge Beschränkung unseres Wissens —

Freimeier. Eine Beschränkung, welche proportional zu der Summe der Erscheinungen ist, die — wie bei den Wilden der Donner oder bei unseren Altvordern die Sonnenfinsternisse — dem direkten Einfluß einer „höheren Macht“ zugeschrieben werden.

Spimeier. Eine Beschränkung, die dem Ewigen und Absoluten gegenüber durch unsere Endlichkeit und Relativität bedingt ist. Eine Beschränkung, deren Grenze wir vielleicht um ein Geringes hinauschieben können, ohne je zu hoffen, ein umfassendes Verständnis des Weltalls zu erreichen.

Freimeier. Letzteres vollkommen zugegeben. Daraus erwächst aber durchaus nicht die Berechtigung, die noch unverstandenen Erscheinungen denselben übernatürlichen Ursachen zuzuschreiben, welche man bei den verstandenen wegräumen mußte.

Spimeier. Ich nehme überhaupt kein „Übernatürliches“ an, sondern nur unsere materielle Wahrnehmung Überragendes. Für alles das, was Sie leugnen, weil Sie es nicht verstehen,

ist in der Natur noch Platz. Was wußten unsere Altvordern z. B. von Elektrizität? Und doch —

Freimeier. Dieses Argument spricht für uns, nicht für Sie — denn jene hätten einen telegraphischen Apparat nur durch die Einwirkung des Teufels erklärt.

Spimeier. Ich habe fälschlich Elektrizität angeführt — denn diese ist allerdings auch eine physikalisch erklärbare Sache; was ich aber sagen wollte, ist, daß in der Natur auch für geistige Erscheinungen Platz ist, für das Leben unsterblicher Seelen, für das Prinzip des Guten, des Willens — mit anderen Worten: für Gott. Damit auch für das Wunder und damit auch für die Möglichkeit, daß die von allen Seiten her bezugten Offenbarungen aus göttlicher Quelle stammen. Wozu also, was möglich ist, leugnen, einfach aus dem Grunde, weil man nicht die Finger darauf legen kann?

Imeier. Das sage ich ja immer: es kann sein — Bestimmtes können wir doch nicht wissen, also ist das Einfachste: glauben und besonders — glauben lassen.

Bomeier. Schon deshalb glauben lassen, weil so viele Leute ihr Glück und ihren Trost darin finden und weil es grausam ist, so lange wir nichts Besseres bieten können, ihnen die teuren, durch alte Herkunft ehrwürdigen Überzeugungen zu rauben.

Bomeier. Grausam und gefährlich: wenn dem Pöbel die heilsame Furcht vor göttlichem Strafgericht genommen wird, dann ist die Furie des Aufstandes auch schon losgelassen.

Glaumeier. Grausam und gewissenlos: denn dieses Strafgericht, es bleibt nicht aus, und die vom Glauben abgefallene Menschheit fällt der Hölle anheim.

Freimeier. Sie sind fünf gegen einen . . . . — Ich schweige.

So, denke ich, hätte unser Freidenker den unfruchtbaren Streit abgebrochen. Aus Ideenkreuzungen können nur dann neue Ideen hervorgehen, wenn unter den sich kreuzenden eine gewisse Gleichartigkeit besteht. Ebenso wenig als ein Walroß mit einem Elefantenweibchen Nachkommenschaft zeugen könnte, könnten aus den Meinungsreibungen so heterogener Geister,

wie die eben angeführten, lebensfähige neue Überzeugungen hervorgehen.

Zur Geltendmachung seiner Ansichten war für den Freidenker die Form der geselligen Unterhaltung die allerausichtsloseste. Es waren ihm noch keine der in solchen Kämpfen allein wirksamen Waffen — nämlich durch langen Gebrauch geläufig gewordene Gemeinplätze — zur Hand, und nur solche pflegten gegen ihn gebraucht zu werden; nur mit solchen hätte er parieren können. Wirklich neue und selbsterdachte Argumente blieben in derlei Salon- oder Stammtischdiskussionen wirkungslos; da ward nur, wie eine Art Ballspiel, mit Redekugeln hin- und hergeworfen. Derlei leicht zu werfende Kugeln hatte der Freidenker, namentlich der auf entwicklungswissenschaftlichem Standpunkt stehende, nicht in Vorrat. Er wußte von vornherein, daß seine besten Beweisgründe einfach nicht verstanden würden. Den gegnerischen Lieblingsargumenten konnte er nicht beikommen. So z. B. wußte er, wie das beliebte „es ist immer und überall so gewesen“, welches für ihn jeglicher Giltigkeit entbehrte, den anderen ein unumstößlicher Beweis zu sein schien. Ihnen waren ja die Ergebnisse der neuen ethnographischen und anthropologischen Forschung ganz unbekannt, wonach sich herausstellt, daß es überhaupt nicht immer und überall so gewesen, daß es z. B. wilde Völkerschaften genug giebt, die gar keinen Schatten einer Religion besitzen; zweitens wenn ein Ding bisher auch „immer“ gewesen wäre (oh über das winzige „immer“ des historischen Erinnerungsfeldes!), so enthielt dies für den Bekenner der Entwicklungs- und Fortschrittslehre nicht die mindeste Bürgschaft, daß dieses Ding zu weiterer Fortdauer berechtigt, oder gar zu ewiger Zukunft bestimmt sei. Er wußte, daß die seit immer — oder wie die Anderen noch kräftiger zu sagen liebten „seitdem die Welt steht“ — dagewesenen menschlichen Einrichtungen und Anschauungen ebenso verschwinden können und werden, wie die geflügelten Reptilien der Urweltfauna entschwinden sind. (Überhaupt sah er in den ihn rings umgebenden geistigen Gebilden — in dem mit mehrfachen Zahnreihen ausgestatteten Kriegsdrachen z. B. — gar grim-

mige Urweltsumgeheuer.) Aerger noch als durch das theoretische „es ist immer so gewesen“ fühlte sich der Freidenker bei Geltendmachen seiner Ideen dadurch verhindert, daß „es“ thatsächlich ringsumher noch immer so war. Nicht nur die historische Vergangenheit — die ganze offizielle Gegenwart zeugte wider ihn. Diese wurde von dem Gegner zwar nicht angeführt — denn ihre Berechtigung bildete eben das strittige Objekt — aber sie stand als mächtiger, stummer Zeuge da. Die Kirche und die Kirchen existierten und — die erste wohl schon minder mächtig, die zweiten minder besucht als in früherer Zeit, aber dennoch in Glanz und Ansehen. Der vornehmste Platz im Staate war ihnen eingeräumt: von den Kathedern der Hochschulen herab wurden ihre Lehren verkündet, ein Heer von Priestern, mit hohen Würdenträgern an der Spitze, war über das Land verbreitet; die ganze Zeitrechnung fußte auf der religiösen Überlieferung, jeder Tag des Jahres war einem besonderen Dogma oder einem besonderen Heiligen geweiht; was also der Freidenker bestritt, das schien nicht nur eine, mehr oder minder vernunftmäßige, dem Zweifel und der Kritik offenstehende Meinung zu sein, sondern der Boden selber, auf dem die Gesellschaft stand. Dieser Thatbestand war auch der Hauptgrund, aus welchem der Indifferente eher auf die Seite des Glaubens als auf die Seite des Zweifels neigte: etwas, das zu solcher Macht und Ausdehnung gelangen konnte, was so viel tausende, als gescheit und gelehrt anerkannte Leute für wahr halten, das muß doch eine wahre Grundlage haben. Wäre das Ding wirklich so absurd, wie Freimeier behauptet, so hätten das Andere schon vor ihm entdeckt und es wäre nie dazu gekommen, sich so zu entfalten. Selber nachdenken über die Sache — dazu gibt sich Freimeier nicht her . . . es ist übrigens auch verboten: die eigene schwache Vernunft soll sich an die Autorität des Überlieferten nicht heranwagen; und nachdem die Anderen gedacht haben, nachdem die Anderen durch viele hundert Jahre eine Lehre aufrecht hielten, die von ihnen gewiß geprüft worden ist, so haben sie nicht nur „vielleicht“, sondern sogar sehr wahrscheinlich das Richtige erkannt. Die paar kleinen Irrtümer, die

sich in die Lehre eingeschlichen haben mögen, die sind menschliches Beiwerk; das Ganze muß aber doch göttlich sein.

Auch dieses Auseinanderhalten von dem sogenannten „Ganzen“ und den Einzelheiten — ein vornehmes Ignoriren, daß dieses Ganze doch nur aus den einzelnen Teilen zusammengesetzt ist — war für den Freidenker ein Hindernis, in religiösen Disputen seine Meinung vorzubringen. Und wurde ihm auch ausnahmsweise erlaubt, Einzelnes als unglaubwürdig zu demonstrieren, und forderte man ihn auf, ein Dogma zu nennen, dessen Unwahrhaftigkeit er beweisen sollte, so entstand ihm eine neue Schwierigkeit: was nämlich herauswählen aus diesem unabsehbaren Wust von Absurditäten, von denen eine unhaltbarer ist als die andere, und noch dazu eine der anderen widerspricht? Womit soll er da beginnen? Die sechstägige Schöpfung? Die Mißthat des Teufels in Schlangengestalt? Der Bund — der seither so schnöde gebrochene Bund mit dem Judenvölkchen — der babylonische Thurmbau — die stillstehende Sonne — der englische Gruß, den doch kein Zeuge gehört haben konnte — der zur Krippe leitende Stern — die Versuchung (!) eines Gottes durch den Satan — der Tod dieses Gottes zur Veröhnung seiner selbst? — Das Unglaubliche, das Unmögliche thürmt sich da von allen Seiten so riesig auf, daß die Vernunft, welche aufgefordert wird, ein einzelnes Streitobjekt herauszunehmen, eine Art Erstickungsgefühl befällt und sie sich lieber ganz hinausflüchtet. Nur diejenigen, die sich in die kirchengebotene Vernunfterstickung schon von vornherein ergeben haben, können in dieser Atmosphäre weiter leben.

Von allen den angeführten Fromm-Meiern wäre nur der aufrichtige Glaumeier imstande gewesen, jeden einzelnen Punkt zu verteidigen; — die Anderen würden die Einzelheiten eine nach der anderen aufgegeben, und immer nur an der vermeintlichen Erhabenheit des Ganzen festgehalten und so schnell wie möglich den Streit in das Gebiet der Allgemeinheiten zurückgelenkt haben. Hier hätten sie wieder verkündet, daß gerade die Unglaublichkeit einer Sache von deren Göttlichkeit herührt — daß die schwache menschliche Fassungskraft nicht hinan-

reicht. Und dem Freidenker wäre die neue Aufgabe erwachsen, auseinanderzusetzen, daß die angeführten Beispiele nicht über den Verstand erhaben, sondern einfach verstandeswidrig sind; daß die Unglaubwürdigkeit verschiedener Mythen — z. B. das sechs-tausendjährige Alter der Erde — nicht allein auf ihrer Unwahrscheinlichkeit beruht, sondern auf ihrer nachgewiesenen Unwahrheit. Ferner, daß die den Mythen zu Grunde liegenden Ereignisse und Ideen nicht einmal nach vorgeschrittenen Ideen erhaben wären, sondern im Gegenteil kleinlich, kindisch, roh — kurz so, wie es dem unausgebildeten Geisteszustand der primitiven Völker entspricht, aus deren Einbildungskraft jene Ideen erwachsen sind. Da, wo ein Widersinn auf menschlichen Irrtum sich zurückführen läßt, ist es da nicht einfacher und logischer, dieses auch zu thun, statt ihn für göttliche Unfaßbarkeit auszugeben? Aber mit einfacher Logik durfte man gewissen Mystereien nicht an den Leib rücken. Eben weil dieselben einer Kritik unmöglich standhalten konnten, so ward zu ihrer Schutzwehr der Grundsatz aufgestellt, daß sie überhaupt nicht kritisiert werden dürfen. Was nützt es, die Ergebnisse einer Untersuchung als Beweisgründe vorzubringen, wenn von vornherein die Untersuchung selber als Frevel betrachtet wird, wenn der Andere sich weigert, auf eine solche auch nur einzugehen?

Noch eine bedeutende Schwierigkeit stellte sich dem streitenden Freidenker in den Weg: die Höflichkeit. Dieser widerstrebt es, dem Gegner, der Einem eben Ruchlosigkeit vorgeworfen, mit dem Vorwurf der Dummheit zu ripostieren — denn bekanntlich ist es viel verletzender, jemanden schwachsinzig als schlecht zu nennen. „Um dies und jenes nicht zu glauben,“ sagen die verschiedenen Fromm-Meier frei heraus, „muß man hoffärtig, frech, böse sein.“ — Um es aber zu glauben, könnte Freimeier entgegen, muß man gedankenfaul, unwissend, leichtgläubig — mit einem Worte dumm sein; aber diese Ansicht, obwohl sie in seinen Gedanken obenan ist, obwohl sie ihm den Streit schon darum verbittert, weil dagegen Götter selbst vergeblich streiten, diese Ansicht muß er aus Höflichkeitsrückzicht unausgesprochen lassen; er vermeidet es sogar, diejenigen seiner

besten Argumente vorzubringen, welche dieselbe gar zu deutlich implizieren. Zwar gaben die Anderen von vornherein zu, daß sie in dieser Frage auf den Gebrauch der Vernunft verzichtet hatten; dennoch nahmen sie es sehr übel, wenn man ihnen Unvernunft vorhielt, denn sie wollten, daß eben ihr Verzicht als das Allervernünftigste betrachtet werde und versuchten mit allerlei logischen Gründen darzuthun, daß man sich auf diesem Felde über die Logik hinaussetzen müsse. Was blieb bei so unerquicklicher, unfruchtbarer Diskussion dem Vertreter des Freigedankens schließlich Anderes übrig, als sich mit einem achselzuckenden „ich schweige“ aus dem Streit zurückzuziehen, und seine Sache den sichereren Anwälten zu überlassen, die ihr unausgesetzt zum Sieg verhelfen: der Zeit und dem Wissen.

Und so kam es auch, daß die gewaltige Missionärin des Frei- und Humanitätsgedankens, die moderne Wissenschaft, dasjenige war, was sämtliche Kirchen mit dem größten Mißtrauen, mit versteckter, mitunter auch offener Feindseligkeit betrachteten, gegen das sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Waffen kämpften. Die Macht, gegen diese Gegnerin mit Folter und Scheiterhaufen vorzugehen, hatten sie verloren; sie konnten nur noch mit Warnungen, Verfluchungen und Unterdrückungen dagegen auftreten; Encykliken, Bullen und Hirtenbriefe verfassen, in welchen über die Forschungen des autoritätsverschmähenden Menschengesistes anathema sit gesprochen wird; von den Schulen die verhassten Unterrichtszweige möglichst fernhalten und das ihren Zwecken so dienliche Werk der Vernunfttötung durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel fördern.

Die Jugenderziehung, welche von sämtlichen Jmeiern — auch den selber antiklerikalen — dem Klerus überlassen wurde, war jedenfalls des letzteren sicherstes und erfolgreichstes Entfaltungsgelbiet. Da wurde die ganze alte Anschauung, der ganze Wunder- und Autoritätsglaube dem jungen Geschlechte in die eindrucksfähigen, alles willig hinnehmenden Seelen eingepflanzt. Neben der unmündigen, des Selbstdenkens noch unfähigen Jugend war es das ebenso unmündige, ebenso denkfähige „Volk“, auf welches die Priesterchaft durch die Presse wirkte.

Bibeln in den protestantischen, Heiligenlegenden in den katholischen Ländern, nebst Kalendern und kindischen Geschichtchen, welche die strafenden und lohnenden Bewegungen des „Finger Gottes“ illustrierten: das war die einzige, in den Bauernhütten vorhandene Lektüre. Im selben Geist verfaßte Zeitschriften strebten die gleichen Anschauungen auch in den gebildeten Schichten des Volkes auszustreuen.

Es sind mir einige zufällig erhalten gebliebene Exemplare dieser alten Blätter zuhanden gekommen, und ich will dieselben lieber selber sprechen lassen. Es ist mir nicht recht klar, ob die darin zum Ausdruck gebrachte Naivität auf eigenen Vernunftmangel der Schreibenden zurückzuführen ist oder auf die Absicht, im Leser die möglichste Naivität zu nähren. Vermutlich das Letztere. Die ganze Sprechweise der frommen Schriftsteller hat etwas von dem verstellten Kindischthun an sich, mit welchem alte Kindsweiber zu ihren Pfleglingen reden; in den salbadernden Belehrungen und Erzählungen liegt immer etwas von dem Tone, mit welchem man einst zu dem Kleinen sagte: Siehst du, Fritzchen, das liebe Schwesterchen da hat dir der Storch gebracht.

Da ist ein Monatsheft, betitelt „Marienblüten. Organ der Bruderschaften vom Herzen Mariä und der Engelkönigin.“ Fünfundzwanzigster Jahrgang. Drittes Heft. Inhalt: Ein Morgen im heiligen Hause zu Nazareth. — Auslegung des Salve Regina. — Eine Wallfahrt zur Mutter Gottes in Hardenberg. — Heilige Vorbilder für die Verehrung Mariens: Der heil. Kasimir. — Gebetsmeinungen. Danksgiving. Korrespondenz.

Sehen wir ein paar Stellen aus dem „h. Vorbild“.

Der heilige Kasimir war ein Sprosse des königlichen Hauses in Polen und wurde als das dritte von dreizehn Kindern am 5. Oktober im Jahre 1458 zu Krakau geboren. Sein Vater war König Kasimir III., mit dem Zunamen der Große, nicht „so sehr“, weil er mit Tapferkeit die Feinde des Vaterlandes geschlagen und besiegt hatte, sondern weil er ein Muster für alle Regenten war, den Frieden liebte, die Gerechtigkeit handhabte und dem Reiche und der Religion durch Stiftung vieler Kirchen und Spitäler große Wohlthaten erwies. Kasimir

zeigte schon als Kind einen großen Eifer zur Tugend, denn seine Mutter, Elisabeth von Oesterreich, erzog ihn sorgfältig in der Furcht Gottes, indem sie selbst als eine der tugendhaftesten und gottseligsten Frauen ihrer Zeit bekannt war. Als ihre Kinder in das Alter kamen, wo sie einer höheren Bildung fähig wurden, war sie äußerst besorgt, einen frommen, gelehrten und in der schweren Kunst der Erziehung geübten Mann zu finden, dem sie dieselben anvertrauen durfte. Nach langem Suchen fiel ihre Wahl auf Longin, Kanonikus von Krakau, einen der edelsten Polen, einen Mann, der mit seltener Frömmigkeit die ausgebreitetsten Kenntnisse verband und mehrere ihm angetragene Bistümer schon ausgeschlagen hatte. Alle königlichen Kinder machten unter einem so würdigen Lehrer die erfreulichsten Fortschritte in den Tugenden und Wissenschaften, aber Kasimir zeichnete sich vor allen aus. Er hatte eine wahrhaft königliche Seele, würdig seiner Vorfahren und fähig zu großen Thaten, seine Weisheit und Frömmigkeit wurden allgemein bewundert. Jedermann setzte große Hoffnungen auf ihn, denn seine Jugend verlebte er in reinsten Unschuld, in Andacht des Herzens, in Eingezogenheit und gefälliger Anmut, so daß man noch selten solchen tugendhaften Wandel bei anderen seines Alters wahrgenommen hatte. Dabei hatte man nie an ihm den geringsten Stolz auf seine königliche Abkunft bemerkt, sondern er rühmte sich jedesmal, daß er Gott, den Schöpfer aller Menschen, im Himmel zum Vater habe und einst zu ihm in sein Reich kommen werde. Vorzüglich fühlte er die glühendste Andacht in dem Umgange mit Jesus; denn entweder betrachtete er ihn als Erlöser des Menschengeschlechtes, wie er für die Sünden der Menschen in Todesangst am Ölberge und unter den schrecklichsten Leiden büßte, betete, am Kreuze verblutete und starb; oder er betrachtete ihn als den Heiland und Hirten der erretteten Seelen im heiligen Altarsakramente, wo er sich hingiebt als Speise der Seelen, als Unterpfand des ewigen Lebens. Öfters sah man ihn, vertieft in die Betrachtung des Geheimnisses unserer Erlösung, vor einem Kruzifix die bittersten Thränen weinen und

wie in Ohnmacht versunken. Ebenso war er auch in Vertrauen und kindlicher Verehrung der allerseeligsten Jungfrau ergeben. Er nannte sie nie anders, als seine liebste Mutter, sprach gern von ihrer Würde, Heiligkeit und von ihrer mächtigen Fürbitte für die Gläubigen. Er verehrte sie täglich mit inniger, feuriger Liebe und verfertigte zu ihrer Ehre jenen rührenden Lobgesang, welcher beginnt: „Omni die die Mariae mea laudes anima.“ Alle Tage hat er ihn auf den Knien gesungen und bei seinem Tode legte man auf sein Verlangen eine Abschrift davon in sein Grab, und als man nach hundertundzwanzig Jahren sein Grab öffnete, wurde diese Handschrift neben seinem unverwesten heiligen Leib noch unverfehrt gefunden.

Im Jahre 1471 empörten sich die Ungarn gegen ihren König Mathias Huniades, erwählten Kasimir zu ihrem Regenten und schickten mit dieser Botschaft Gesandte an den König von Polen. Sogleich schickte dieser seinen Sohn, der etwa dreizehn Jahre alt sein mochte, mit einem Kriegsheer nach Ungarn, um dort das Recht seiner Wahl geltend zu machen. Der gottselige Kasimir wollte anfänglich in diesen Zug gar nicht einwilligen und nur auf das Zureden seines Vaters und der Reichsräte willigte er ein und begab sich auf den Weg. Allein seine Unentschlossenheit, weil ihm das Recht auf die Krone zweifelhaft war, und die Langsamkeit seines Marsches bewirkte, daß er sehr spät an der ungarischen Grenze anlangte. Unterdessen hatte Mathias die Zeit benützt, die ungarischen Großen wieder auf seine Seite zu bringen und eine Armee von sechzehntausend Mann zu sammeln, um sich dem neuen König entgegenzusetzen. Als das der Prinz vernahm und sah, daß keiner von den Adelligen, welche ihn gewählt hatten, sich mit ihm vereinige, auch zugleich die Nachricht erhielt, daß der Papst sich für den entthronten König erklärt und einen Gesandten an seinen Vater abgeschickt hatte, um sein Unternehmen zu mißbilligen, ließ er sogleich seine Truppen Halt machen und erwartete die Befehle seines Vaters. Denn da er sich nicht im mindesten nach der ungarischen Krone sehnte, sah er mit geheimer Freude diese Hindernisse, weil er

die großen Gefahren kannte, denen die Seele bei irdischer Hoheit ausgesetzt ist. Endlich erhielt er von seinem Vater die Erlaubnis, nach Polen zurückzukehren und sagte die bedeutenden Worte: „Ich will keine Krone, die mit dem Blute der Unterthanen gefärbt und errungen worden ist.“ Anfangs vermied Kasimir, in Krakau zu erscheinen, um des Königs Verdruß über das fehlgeschlagene Unternehmen nicht zu vermehren; er begab sich auf das eine Stunde davon entfernte Schloß Dolzki und hielt sich da einige Monate unter gottseligen Übungen auf, um die Schuld abzubüßen, welche er bei seiner Unternehmung gegen Ungarn konnte begangen haben. Er widmete sich ganz der Ausübung christlicher Tugenden. Er war der Vater aller Armen und übte sich in allen Werken der Barmherzigkeit. Noch weit mehr, als diese Barmherzigkeit gegen die Armen, ließ er sich die Vollendung seiner Heiligung, die Beherrschung seiner Sinne und die Abtötung seines Leibes angelegen sein. Zwölf Jahre vor seinem Tode brachte er unter den härtesten Bußübungen und in ununterbrochenen Tugendwerken zu. Obschon am Hofe aufgewachsen, verabscheute er nichts so sehr, als die an den Königshöfen herrschende Pracht und Weichlichkeit; er trug immer unter seiner einfachen Kleidung ein härenes Bußkleid und fastete oft und streng. Er schlief auf bloßer Erde und brachte den größten Teil der Nacht im Gebet zu. Nicht selten besuchte er zur Nachtzeit die Kirchen und betete auf dem Pflaster vor der Thüre, bis sie zur Mette geöffnet wurde. Er war ein sehr großer Liebhaber und Verehrer der Keuschheit, so daß er sich nicht nur von alle dem, was den göttlichen Geboten zuwider ist, enthielt, sondern sich durch ein Gelübde zur Keuschheit verband und weder durch die dringendsten Vorstellungen wegen der Ehre der Familie, noch durch den Vorwand des Staatsnutzens, noch durch Versicherungen eines langen Lebens sich zu einer Verehlichung bereden ließ. Er hielt die jungfräuliche Keuschheit für seinen größten Schatz und bewahrte sie auch bis in den Tod. — Unter Andacht, Unschuld und göttlicher Liebe reiste der heilige Kasimir dem Himmel entgegen, bis ihm Gott den Tag des Hinscheidens

offenbarte. Ein langsames Fieber zehrte ihn ab, und als sich die Stunde seines Todes nahte, empfing er mit größter Heiterkeit die heiligen Sakramente und starb am 4. März 1484 in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren zu Wilna, der Hauptstadt von Lithauen, wo er Herzog war. Gott verherrlichte ihn nach seinem Tode durch viele Wunder und Leo X. setzte ihn im Jahre 1522 in die Zahl der Heiligen. Polen und Lithauen erwählten ihn zu ihrem Schutzpatron; auch wird er der Jugend als ein wahres Beispiel der Herzensreinheit vorgestellt. Das Grab des Heiligen wurde 1604, also hundertundzwanzig Jahre nach seinem Tode, in Gegenwart des Bischofs, vieler Geistlichen und Vornehmen geöffnet und sein Leichnam war noch ganz unverwest; die Kleidung, ungeachtet des feuchten Grabgewölbes, unverehrt und dem Grabe entstieg ein lieblicher Geruch. Es wurde dann eine prachtvolle Kapelle von Marmor erbaut, um die Reliquien des Heiligen aufzubewahren.

Betrachten Sie dieses Vorbild und sehen Sie, wie sich dasselbe zu der Gesellschaft verhält, der es zur Nachahmung vorgehalten wird. Man sollte doch glauben, daß da die Mehrzahl der königlichen Prinzen und edlen Söhne des Landes darnach strebt, solche Heiligkeit zu erlangen, und daß, wenn irgendwo ein dreizehnjähriger Knabe fleißig rosenkranzbetend auf den Knien herumrutscht, alle Welt bewundernd zu demselben aufblickt und „die größten Hoffnungen“ auf ihn setzt. Daß dies nicht so zutrifft, ist Ihnen wohl bekannt. Und was mag wohl der Nutzen eines aufgestellten Beispiels sein, von dem man nicht nur rings um sich sieht, daß es von niemandem befolgt wird, sondern von dem jedermann fühlen muß, daß es nicht befolgt werden soll? Oder hätte jeder junge Mensch darnach trachten sollen, mit fünfundzwanzig Jahren infolge von Kasteiungen und naturwidrigen Entsaugungen an „langsamem Fieber“ hinzusterben? Wenn das das Resultat der Erziehung war, welche der Kanoniker von Krakau seinem Zögling angedeihen ließ, so hätte wohl die königliche Mutter nicht gar so emsig nach einem so „gelehrten und in der schweren Kunst des Erziehens erfahrenen Mann“ zu suchen gebraucht.

Der Kommentare wäre noch lange kein Ende, die man an dieses Dokument knüpfen könnte. Nicht im Lichte unserer Zeit — denn da fällt es einfach in Staub zusammen — sondern auch im Lichte des damaligen Geistes. Dieser verlangte von den Gesellschaftsmitgliedern doch eine ganz andere Lebensführung als jene, welche in solchem Heiligkeitsideale aufgestellt war. Bei konsequenter Durchführung der letzteren hätte nur die Stockung jeglichen Fortschrittes und die Aussterbung der Menschheit eintreten müssen. Eine Moral, die aus der Idee hervorgewachsen, daß der Weltuntergang vor der Thüre stehe, daß alles irdische Gedeihen fruchtlos und seligkeitsgefährdend und die Beschleunigung des ohnehin nahen Unterganges das wünschenswerteste Ziel sei; eine solche Moral konnte, nachdem der Glaube an das Weltende aufgehört hatte, zwar noch gedankenlos weiter gepredigt werden, aber lebendig wirken, das konnte sie nimmer. Vergebens spricht man zu einem Organismus: „Entwickle dich nicht — lebe nicht!“ Er atmet und wächst doch immerzu — wenn auch die nebenstehenden Todesprediger in jedem Atemzug und in jedem Wachstumsakt eine schwarze Sünde verdammen.

Ich kann die „Marienblüten“ nicht verlassen, ohne Ihnen noch eine solche Blüte vorzuzeigen, mit der Aufforderung, sich die Frucht zu vergegenwärtigen, die aus derselben, wenn sie in des Lesers Gemüt sich entfaltet, hervorsprießen muß:

„. . . Erbarme dich unser, o Königin der Barmherzigkeit, und sei auf unsere Seligkeit bedacht. Mit dem heiligen Gregorius rufen wir dir zu: Lasse nicht von dir gesagt sein, o heilige Jungfrau, daß du wegen der Menge unserer Sünden nicht mächtig genug seiest, uns zu helfen, denn deine Macht und deine Barmherzigkeit sind so groß, daß keine Sündenanzahl ihr widerstehen kann. Nein, nichts widersteht deiner Macht, denn dein und unser Schöpfer betrachtet die Ehre, die man dir, seiner Mutter erweist, als ob es seine eigene Ehre wäre; denn, fügt derselbe Heilige hinzu, er glaubt eine Schuld zu entrichten, wenn er deine Bitten erfüllt. Damit will der heilige Gregorius sagen, daß, obgleich Maria ihrem Sohn unendlich

viel Dank schuldig sei, weil Er sie zu seiner Mutter erwählt, man doch auch nicht leugnen kann, daß der Sohn Gottes seiner Mutter Dank schuldig sei, daß sie ihm sein irdisches Leben geschenkt habe, weshalb denn auch Jesus, um seine Schuld an Maria abzutragen, jetzt in seiner Heiligung sie besonders dadurch ehrt, daß er alle ihre Bitten erfüllt. Wie groß muß also auch unser Vertrauen auf diese Königin des Himmels sein, da wir einerseits wissen, wie mächtig sie bei Gott ist und da sie andererseits voll Barmherzigkeit ist, so daß niemand auf Erden zu finden wäre, der nicht teilhabe an der Güte Marias. Das offenbarte die allerfeligste Jungfrau der heiligen Brigitta: „Ich bin,“ sprach sie zu ihr, „die Königin des Himmels und die Mutter der Barmherzigkeit; ich bin die Freude der Gerechten und die Pforte, die den Sünder zu Gott führt; es giebt keinen Sünder auf Erden, der so unselig wäre, daß er nicht teil hätte an meiner Barmherzigkeit; denn ein Jeder, wenn er auch weiter nichts durch meine Vermittlung empfängt, erhält doch wenigstens die Gnade, daß der Teufel ihn weniger versucht, als er sonst thun würde.“ Nehmen wir also stets unsere Zuflucht zu ihr und wenn wir selig werden wollen, so werfen wir uns nieder vor den Füßen unserer süßen Königin und bitten wir sie um Hilfe. Nach dem Ausspruch ihres göttlichen Bräutigams machen die Sünden ihre Krone im Himmel aus. „Komm von dem Libanon, meine Braut, komm von dem Libanon; komm, du wirst gekrönt werden — von dem Lager der Löwen, von dem Berge der Leoparden.“ Wer anderes waren diese Haufen wilder Tiere und Ungeheuer, wenn nicht die Sünder, deren Seelen Lagerstätten von Sünden genannt werden können, da die Sünden die größten Ungeheuer sind, die man finden kann. „Gerade von diesen elenden Sündern, deren Seligkeit du durch dein Gebet bewirkt hast,“ sagt der heilige Abt Rupertus, „wirfst du, o große Königin Maria, im Himmel gekrönt werden. Denn ihr Heil wird deine Krone sein, eine Krone, die sich ziemt für eine Königin der Barmherzigkeit.“ Diese Wahrheit bestätigt denn auch das folgende Beispiel:

Man erzählt aus dem Leben der Schwester Katharina aus dem Augustinerorden, daß an dem Orte, wo diese Dienerin Gottes lebte, sich eine Person befand, Namens Maria, die in ihrer Jugend eine große Sünderin gewesen war, in Unbußfertigkeit und Verkehrtheit fortlebte, so daß sie aus ihrem Wohnort verjagt wurde und fern von ihrer Heimat in einer Höhle ihre Zuflucht suchte, wo sie endlich elend und von Allen verlassen, ohne die heiligen Sacramente zu empfangen, starb. Deshalb wurde sie wie ein totes Tier im Felde begraben. Schwester Katharina pflegte auf das angelegentlichste Gott die Seelen der Verstorbenen zu empfehlen; aber nachdem sie das traurige Ende dieser unglücklichen alten Frau vernommen, so dachte sie nicht daran, für sie zu beten, da sie, wie fast alle, glaubte, sie sei gewiß verdammt worden. Schon waren vier Jahre vergangen, als ihr eines Tages eine Seele aus dem Fegefeuer erschien, die sprach: „Liebe Schwester Katharina, wie traurig ist doch mein Los; du empfiehlst Gott die Seelen aller Verstorbenen und du willst dich bloß meiner armen Seele nicht erbarmen!“ — „Wer bist du denn,“ fragte Katharina. — „Ich bin,“ antwortete jene, „die arme Maria, die in der Höhle starb.“ — „Wie, du bist der Verdammnis entgangen?“ — „Ja, durch die Barmherzigkeit Marias bin ich selig geworden.“ — „Und wie ist das nur geschehen?“ — „Als ich dem Tode nahe war“ — erzählte die Seele — „und meine vielen Sünden und meine Verlassenheit von allen betrachtete, da wandte ich mich zur Mutter Gottes und sprach zu ihr: O meine Königin, du bist die Zuflucht der Verlassenen, siehe, jetzt bin ich von allen verlassen; du allein bist meine Hoffnung, du allein kannst mir helfen, erbarme dich meiner! Da erlangte mir die allerjüngste Jungfrau die Gnade, einen Akt wahrer Reue zu erwecken — ich starb und war gerettet. Ja, meine Königin hat mir sogar die Gnade erlangt, daß meine Strafe abgekürzt worden ist, da sie bewirkt hat, daß ich durch heftigen Schmerz in kürzerer Zeit abbüßte, was ich sonst in längerer Zeit hätte abbüßen müssen; ja ich bedarf nur noch einiger heiliger Messen, um das Fegefeuer verlassen zu können. Ich bitte dich also,

dieselben lesen zu lassen, und verspreche dir, in der Folge Gott und Maria zu bitten, daß sie auch dir beistehen.“ Die Schwester Katharina ließ sogleich die Messen lesen, worauf ihr nach wenigen Tagen dieselbe Seele, glänzender als die Sonne, wieder erschien und zu ihr sprach: „Ich danke dir, Katharina, siehe, ich eile jetzt in den Himmel, wo ich die ganze Ewigkeit hindurch die Barmherzigkeit Gottes verkünden und für dich beten werde.“

Was ist nun die Frucht, die aus dieser Blüte reifen muß? Die Naivität, mit welcher die von der Klosterfrau gemachte Mitteilung als Beweisführung gebraucht wird — ohne nur die Möglichkeit mit einem Gedanken zu streifen, daß die ganze Erzählung entweder auf einer Erfindung oder auf einem Traum beruhte — noch dazu eine sehr ungeschickte Erfindung oder ein sehr unsinniger Traum —, diese Naivität mußte, wenn sie weiter blühen sollte, zu einem Urwald von — Dummheit sich entfalten. Diese barmherzige Himmelskönigin, deren Barmherzigkeit nicht hinreicht, das begonnene Werk fertig zu bringen, ohne durch einige von der gewissen Klosterfrau bestellte und gezahlte Messen unterstützt zu werden — es ist zum Mauerneinrennen! Keiner der gebildeten Fromm-Meier, die wir uns als die Sprecher des vorhin angeführten Dialogs dachten, hätte sich auch herbeigelassen, solche Geistesnahrung selber zu genießen, aber für das Volk: — da war es „gute und gesunde Kost“.

Noch ein ähnliches Heftchen liegt mir vor, worin der deutlichste Beweis geliefert wird, daß die Ausbeutung menschlicher Schwachköpfigkeit, welche in Sachen bürgerlicher Geschäfte als Betrug bezeichnet und mit Gefängnis und Ehrverlust bestraft ward, in Sachen der sogenannten Frömmigkeit nicht nur straflos, sondern beifallsicher betrieben werden konnte. Hier ist das Titelblatt: „Der Sendbote des heiligen Josef. Eine Monatschrift zur Verbreitung der Verehrung des heiligen Josef, des Schutzpatrones der katholischen Kirche. Mit Genehmigung der kirchlichen Oberen herausgegeben und redigiert von Dr. J. D., Pfarrer in Weinhaus bei Wien und

Vorstand des Gebetsvereins zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef. Elfster Jahrgang. Januar 1886.“

Und nun aus dem Texte. Zuerst folgender, von reinsten Götzendienerei durchdrungener Aufsatz:

„Il santo bambino.

Einer der größten Schätze der Franziskanerkirche von Ara Coeli in Rom ist das in einer prächtigen Kapelle hinter der Sakristei bewahrte wunderthätige Christkindlein. Dasselbe findet in Rom höchste Verehrung. Eine liebliche Legende erzählt von diesem wunderschönen Bilde Folgendes: Ein frommer Laienbruder in einem Franziskanerkloster zu Jerusalem schnitzte dasselbe gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus Olivenholz, um es nach Rom zu bringen. Da ihm zur Bemalung des Gesichtes die Farben fehlten, wandte er sich zum Herrn im Gebete, und siehe — nach vollendetem Gebet fand er das Gesicht des Kindes in wunderbarer Natürlichkeit und Anmut bemalt. Als darauf später der Bruder mit dem in einer Kiste befindlichen Bilde sich nach Rom begab, und, während ein furchtbarer Sturm dem Schiffe den Untergang drohte und so auch jene Kiste mit dem Bilde des Christkindleins über Bord geworfen werden mußte, trieben die Wellen diese Kiste unverletzt in den Hafen von Livorno; die dortigen Franziskaner beförderten es nach Rom, wo es dann in Ara Coeli aufbewahrt wurde und nach und nach eine ganz außerordentliche Verehrung fand. Als im Jahre 1798 die gottlosen Republikaner das Bild seines reichen Edelsteinschmuckes beraubten, wurde es durch den Mut eines edlen römischen Bürgers vor der Zerstörung gerettet. (Diesmal hat es sich also nicht selber retten können, wie auf dem Meere? . . . Nachträgliche Anmerkung.) Noch heute wird das heilige Bild aufs Eifrigste verehrt; sehr häufig bringt man es zu schwer Erkrankten, damit sie durch dasselbe den Segen empfangen. In diesem Falle wird es hingefahren in einem prächtigen Wagen, aus dessen Thür dann zum Zeichen eine Stola heraushängt; beim Vorbeifahren wirft sich alles auf die Kniee. Mehr als einmal

ist den Kranken hierdurch wunderbare Heilung vermittelt worden.“

Bilder, welche Heilung bringen! Kann man sich eine götzhaftere Form des Aberglaubens denken? Aber das ist nicht alles. Das fromme Journal weist eine Rubrik auf, betitelt „Dank dem heiligen Josef“, mit folgender Fußnote:

„Der Sendbote wird, wie in früheren Jahren, so auch heuer, dergleichen eingesendete Gebetserhörungen veröffentlichen, mit dem selbstverständlichen kirchlichen Vorbehalte. Die meisten der angeführten Gebetserhörungen wurden durch Novenen zu Ehren des heiligen Josef, Feier der sieben Sonntage zu Ehren seiner sieben Leiden und Freuden, Gebrauch des Josefs-gürtels (!), Versprechen der Veröffentlichung im Sendboten (!!), Beitritt zum Gebetsverein, Opfer für die Botivkirche des heiligen Josef erlangt. Diese Mittel in jedem Falle anzuführen, wäre zu ermüdend und Zeit und Raum raubend. Es thue jeder, was ihm die Frömmigkeit und der Eifer für die Ehre des heiligen Josef eingiebt. Für die mühsame Zusammenstellung der Danksagungen und Empfehlungen (zum Gebet) wird um eine kleine Vergütung gebeten, die in Briefmarken — welchen Landes immer — dem Schreiben beigegeben werden kann.

Die Redaktion.“

Nachstehend einige der betreffenden Einsendungen:

Von schmerzlichem Gelenkrheumatismus  
geheilt.

„Ich war durch zwölf Jahre von einer schmerzlichen Krankheit geplagt. Die besten Ärzte wurden beraten, aber ohne Erfolg. Da begann ich die Hilfe des heiligen Josef anzuflehen. Ich versprach dem heiligen Josef, wenn er mich heilen würde, dies in seinem Sendboten, dessen eifriger Leser ich bin, zu veröffentlichen. Plötzlich kam mir der Gedanke: „Gehe nach Lourdes und nimm deine Zuflucht zur unbesleckten Empfängnis.“ Der heilige Josef hat mir diesen guten Ge-

danke eingegeben; er wollte die Ehre meiner Heilung der unbefleckten Jungfrau überlassen. So reiste ich denn im Monat September nach Lourdes. Am dritten Tage meiner Anwesenheit dort fühlte ich mich bereits viel besser und seitdem macht meine Besserung so sichtbare Fortschritte, daß ich gegründete Hoffnung habe, mit Hilfe des heiligen Josef und der seligen Jungfrau bald vollständig geheilt zu sein.

Etienne Schoonbroodt, Berviers (Belgien).“

#### In Kirchenrestauration geholfen.

„Vor drei Jahren befanden wir uns in großer Not und Verlegenheit, unser Kirchlein restaurieren zu müssen. Wie sollten wir es aber angehen? Wir hatten weder einen Baumeister, noch Geld zum Bau, und darum galt es, mit vollem Vertrauen dem heiligen Josef die ganze Angelegenheit überlassen. Und Gott sei gepriesen! Der Erfolg bewies es, daß wir uns an den rechten Nothelfer gewendet hatten. Allererst war er besorgt, daß wir einen Beichtvater erhielten, der nicht nur ein frommer Priester, sondern auch ein ausgezeichnete Architekt ist, unter dessen Leitung die Restauration begann, deren Kosten auf ungefähr 10—12,000 Franken veranschlagt waren. Als wir aber dem heiligen Josef unsere Geldnot klagten und ihn dringend baten, uns doch diese 12,000 Franken verschaffen zu wollen, meinte eine unserer Mitschwester, so dürfe man mit dem heiligen Josef doch nicht umgehen, ihm geradezu vorzuschreiben, wie viel Geld er schaffen solle. Es zeigte sich aber, daß der heilige Josef es nicht nur nicht ungern, sondern im Gegentheil gerne hat, wenn man recht viel von ihm will. Wie man sich bei Bauüberschlägen gewöhnlich verrechnet, so ging es auch uns. Statt auf 12,000 Franken, kam die Restauration auf das Doppelte. Wem hätte da der Mut nicht sinken sollen? Aber der heilige Josef verließ uns nicht. Drei volle Jahre brachte er uns von nah und fern Gutthaten für sein Werk und klopfte bei frommen, wohlwollenden Herzen für uns an. Er ließ uns ein schönes, des lieben Heilands würdiges Kirchlein herstellen; er half auch,

die großen Unkosten bis auf 2000 Franken bezahlen, für welchen Rest er noch sicher fromme Geber auffinden wird, denn das kommt uns gar nicht in den Sinn, zu denken, der liebe heilige Josef könnte oder wollte seine Schulden nicht alle bezahlen.

Kloster St. Gallen.“

Verschiedenes kommt euch nicht in den Sinn . . . Sonst würdet ihr es nicht als ein Zeichen besonderer Macht betonen, daß der Heilige drei volle Jahre brauchte, um die Summe — mit einem Schuldenrest — zusammenzubetteln. Einen Sammelbogen herumzuschicken, um damit an wohlwollende Herzen zu klopfen, das haben schon Andere (sogar behufs Erbauung von Synagogen) zustande gebracht. Wenn ein paar Zeitungen eine Subskription für die Opfer eines Theaterbrandes oder zur Errichtung eines Kriegerdenkmals eröffneten, so waren oft in wenigen Tagen Hunderttausende gezeichnet. — Dieses hartnäckige Ignorieren der zahllosen Thatsachen, welche ihre angeführten Thatsachen entkräften, war eine der vernunftempörendsten Gewohnheiten frömmelnder Beweisführung.

#### Hilfe bei Gemeindewahlen.

„In den Tagen vor der Gemeindewahl wurde nächst Zusehensnahme zum göttlichen Herzen Jesu und Anrufung der Rosenkranzkönigin besonders der heilige Josef im Gebet beflusst, er möge doch verhindern, daß ein seinen Namen tragender Gottesleugner Vorsteher der Gemeinde werde, und gegen alles Hoffen ist der Betreffende gar nicht in den Ausschuß gewählt, ja nicht einmal Ersatzmann geworden. Innigsten Dank dem heiligen Vater Josef, der das Schlimmste verhütet hat.“

Neben diesen ausführlicheren Berichten sind noch, auf mehreren Seiten, ganz kurze, mit einer Chiffre gezeichnete und von entsprechenden Beträgen (bis zu zehn Gulden) begleitete Danksayungen angeführt. Zum Beispiel:

Für besonderen Schutz auf einer achtwöchentlichen Reise. — Bewahrung vor Zahnschmerzen. — Für Wiederfinden des Eheringes. — Für Bewahrung einer Jungfrau vor einer für notwendig erachteten Operation. — Für Bewahrung vor der Gefahr, überfahren und von einem wütenden Hunde gebissen zu werden. — Für Hilfe in Gerichtssachen bei Viehangelegenheiten. — Für augenscheinliche Hilfe in Behaltung eines Dienstplatzes. — Für Schutz der Wohnung bei langer Abwesenheit. — Hierauf folgt noch eine Rubrik von „Gebetsmeinungen“. Das heißt Namhaftmachung von Angelegenheiten, welche — wieder unter Beifügung von einem bis zehn Gulden an die Redaktion — den Abonnenten zur Fürbitte beim heiligen Josef empfohlen werden: Erlangung einer bessern Stellung für eine Köchin in christlichem Hause. — Segen im Stalle und Verhütung von Unglück. — In Geldverlegenheit. — Heilung eines Fingerwurmes. — Befehrung eines Judenmädchens. — Anlage eines Gesellenvereins. — Verpachtung einer Wohnung. — Befreiung eines Sohnes vom Militär. — Glücklicher Verkauf eines Bauplatzes.

Unter den „Vereinsnachrichten“ wird uns mitgeteilt, daß der „Gebetsverein zur immerwährenden Verehrung des heiligen Josef“ eine Mitgliederzahl von 88,500 besitzt. Diese Ziffer spricht beredt. Sie zeigt, warum in dem so ungleichen Kampf von Vernunft und Dummheit der Sieg so lang auf Seite der Letzteren bleiben konnte: — ihr Name war Legion. Wenn sich ein Verein von Freidenkern bilden wollte, dessen Zweck es war, Licht und Erkenntnis zu verbreiten, die Menschheit von den Greueln des Krieges, von der Knechtung des Geistes, vor Elend und Unterdrückung zu befreien, und ihr im steten Vorschreiten zu helfen auf der Bahn des Wissens und des Erdenglückes — da konnten in Millionenstädten mühselig drei bis vierhundert Mitglieder sich zusammenfinden. Wenn aber der Pfarrer eines Wiener Vorortes einen Verein ins Leben rief, dessen Zweck es war, einen Heiligen durch Betrachtung seiner sieben Leiden und sieben Freuden, oder durch Versprechen der Veröffentlichung im Vereinsorgan dazu zu bewegen, Prozesse

zu führen, Sammelbogen zu füllen, Fingerwürmer zu heilen, Wohnungen zu vermieten, Köchinnen zu plazieren, Ställe zu fegen, wütende Hunde zu bändigen, vor Zahnschmerzen zu bewahren und verlorene Gegenstände wiederzufinden: — dann waren sogleich 88,500 Mitglieder da! Und wenn Einer der Drei- oder Vierhundert es wagte, dem Zorn und dem Ekel Worte zu leihen, die solche Massenausbeutung der Volksdummheit ihnen einflößte; wenn er die Maske der Frömmigkeit und „Christlichkeit“, die solche Unwissenheit und Gözenhaftigkeit deckte, herabzureißen versuchte, dann waren es nicht die 88,500, die sich wehrten, denn die wußten ja von der geistigen Bewegung ihrer Zeit überhaupt nichts, sondern da waren es wieder die unzähligen Bornehm-Politisch-Gleichgiltig- und Spiritualistisch-Frommen, — obwohl keiner unter ihnen den Josefsgürtel hätte tragen, oder die Besorgung seiner Angelegenheiten dem Heiligen überlassen wollen, — so waren es doch wieder diese, welche sich dem Maskenabreißen widersetzten und gleich wieder mit allgemeinen Phrasen bei der Hand waren, „daß der fromme, kindliche Glauben dem Volke nicht entzogen werden dürfe — daß man über solche Dinge am Ende doch nichts Gewisses wisse, daß es jedenfalls grausam ist, den Gläubigen ihren Trost und ihre Hoffnung zu rauben u. s. w. u. s. w.“

Trost! Trost! Bei diesem im Munde und in den Schriften der Glaubensverherrlicher immer wiederkehrenden Wort steigen uns zweierlei stauende Bedenken auf. Einmal: die ewige Beibehaltung eines Trostes ist doch nur dann angezeigt, wenn der ewige Bestand eines Übels vorausgesetzt wird; nur wenn ich lebenslänglich lahm bleiben soll, kann ich wünschen, daß meine Krücke bis zu meinem Ende aushalte; wenn ich aber wieder gesunde Beine erlangen kann, so ist mir das lieber und ich werde mir eher Mühe geben, dieses zu erreichen, als die aus dem Leim gehenden Krücken auszubessern — Trost im Elend ist ganz schön, aber das weggeräumte Elend ist schöner. Wer einmal angefangen hat, sein Unglück abschütteln zu wollen — und das war bei der damaligen Menschheit der Fall — der verlangt nicht mehr, getröstet, am allerwenigsten vertröstet

zu werden. Diejenigen, gegen welche die frommerseits so oft geäußerte Anschuldigung erhoben wurde: Wie, ihr wollt das arme Volk, welches unter tausend Entbehrungen, unter dem Joche der Unwissenheit, der Armut, des Krieges sein freudloses Dasein dahinbringt, den einzigen Trost rauben, den ihm der Glaube bietet? — die hätten wohl antworten können: Was wir aufheben wollen, das ist ja die Unwissenheit, die Freudlosigkeit, die Armut, der Krieg . . . dann braucht das sogenannte „arme“ Volk euren leeren Trost — eure Bertröstungen auf das Jenseits — nicht, welche nur dazu angethan sind, die Energie des diesseitigen Besserungskampfes zu lähmen.

Es ist demnach erstaunlich, daß jene Trostanpreisungen in der Zeit nicht verdächtig klangen, wo die irdische Bervollkommnung des Menschenlozes doch schon angestrebt wurde, deren Möglichkeit die religiösen Trostspender selber nicht leugneten, deren Erlangung sie sogar immer durch die „Rückkehr zum Glauben“ in Aussicht stellten. Das zweite Wunderbare an der Sache ist folgendes. Die Notwendigkeit, die Heilsamkeit eines Trostes vorausgesetzt, wie konnte ein solcher in der denkbar traurigsten und trübsten, schmerz- und jammervollsten Lehre gefunden werden, als welche uns doch heute das Christentum erscheint? Arme, arme Menschheit — müssen wir uns sagen — wie viel blutige Thränen muß sie geweint, wie viel Folter und Qualen muß sie durchgemacht haben, um gerade diese zu deifizieren, um sich einen Gott zu schaffen, der sich selber ans Kreuz schlagen muß, um durch sein eigenes Leid seinen eigenen Zorn zu besänftigen! Trost, wirklicher Trost mochte das Christentum wohl in seinen Anfängen bieten, wo es das Versprechen brachte, daß nach dem in nächster Nähe stehenden Weltuntergange für die Mitlebenden ein neues Reich anbrechen würde; damals konnte man dankbar die gegenwärtigen Leiden tragen, jedes derselben als einen Wechsel auf desto größere Himmelsfreude hinnehmend; aber später, als der Glaube an den nahen Untergang gewichen war, als der Mensch seine Erde als seine Heimat einzurichten begann und immer besser einzurichten bestrebt war, wie konnte er da noch bei

dieser Arbeit durch die Lehre gestärkt und getröstet werden, daß er sich in einem „Jammerthal“ befinde, daß alles, was Lust und Freude heißt, den „lieben Vater oben“ erzürnt, daß der Satan wie „ein hungriger Löwe“ heutesuchend unter den Menschen umherschleicht, daß Buße und Kasteiung die gottgefälligsten Werke seien, daß das Leben nur ein memento mori sein soll und daß für die Mehrzahl der Seelen („viele sind berufen, wenige auserwählt“) das ewige Höllenfeuer prasselt . . . eine Lehre, deren Symbole Wermutbecher, Dornenkronen und römische Galgen waren, nach welcher die größte Heiterkeit — wie es in dem Heiligkeitsvorbilde des jungen Kasimir dargestellt ward — nur in der Todesstunde empfunden werden soll — wie konnte darin nur Trost gesucht werden?

Hören Sie einmal ein Muster der tiefjammernden Sprache, welche in den Troststätten — den Kirchen — den Gläubigen diktiert wurde. Es ist der Text eines kleinen Blättchens, welches in allen katholischen Gotteshäusern der Gemeinde eingehändigt wurde:

#### Gebete,

welche auf Anordnung Seiner Heiligkeit des Papstes Leo XIII. der Priester nach Beendigung jeder stillen heiligen Messe am Fuße des Altares knieend mit dem Volke zu beten hat.

Dreimal: Begrüßet seist du, Maria u. s. w.

Sei begrüßet, du Königin, Mutter der Barmherzigkeit, Trost in unserem Leben und unsere Hoffnung, sei begrüßet! Zu dir rufen wir, verwiesene Kinder Evens; zu dir seufzen wir, trauernd und weinend in diesem Thale der Thränen. O wende du, unsere Fürsprecherin, deine mitleidigen Augen uns zu und zeige uns nach diesem Elende Jesum, die gebenedeite Frucht deines Leibes, o gütige, o milde, o lebenswürdige Jungfrau Maria.

Volk: Bitt' für uns, o Gottesgebärerin.

Priester: Damit wir teilhaftig werden der Verheißungen Christi.

## Lasset uns beten:

O Gott, unsere Zuflucht und Kraft, siehe gnädig an das Flehen deines Volkes und erhöere gütig und barmherzig, auf die Fürbitte der glorreichen und unbefleckten Gottesgebälerin Maria, ihres Bräutigams, des heiligen Joseph, sowie der heiligen Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen, die Gebete, welche wir für die Bekehrung der Sünder, für die Freiheit und Erhöhung unserer heiligen Mutter, der Kirche, flehentlich verrichten. Amen.

Heiliger Erzengel Michael, beschirme uns im Kampfe; sei unser Schutz gegen die Bosheit und die Nachstellungen des bösen Feindes. — Demütig bitten wir: Gott befehle ihm zu weichen; du aber, Fürst der himmlischen Heerschaaren, treibe den Satan und die anderen bösen Geister, welche in der Welt umherwandern, um die Seelen zu verderben, durch göttliche Kraft in den Abgrund. Amen.

(Allen, welche diese Gebete verrichten, ist ein Ablass von dreihundert Tagen gewährt.)

Wäre diesem Blättchen nicht der Name Leo XIII. beigedruckt, die meisten unserer Geschichtsforscher würden dasselbe wohl als dem sechzehnten Jahrhundert angehörend schätzen; denn daß zu Ende des neunzehnten noch so offen von umher-schleichenden bösen Geistern, von himmelsheerschaaren-kommandirenden Erzengeln und von dreihunderttägigen Ablässen gesprochen werden konnte — das schiene Ihnen doch mit dem allgemeinen Niveau der damaligen Intelligenz unvereinbar.

Da sieht man, wie — trotz des wissenschaftlichen Tones, den die Fromm-Meier anschlügen, wenn sie mit ihren wissenschaftlichen Gegnern stritten — wie sie in die tiefste Nacht des fraglosen Aberglaubens zurückversanken, sobald sie unter sich waren, und wie sie innerhalb der Mauern ihrer Kirchen und den Spalten ihrer Blätter so sprachen, als gäbe es gar keine errungenen wissenschaftlichen Wahrheiten, als wäre trotz aller anthropologischen und geologischen Studien die Paradiesesgeschichte von

Adam und Eva die unbezweifelteste Thatsache, als wären trotz der Ergebnisse der Astronomie, wonach die Sonnensysteme und die Milchstraßen den endlosen Raum erfüllen, dort doch ein Plätzchen gewiß, wo, als wichtigste Weltfrage, die Erdangelegenheiten beraten, befürwortet und beschlossen werden. Wie stark mußte die Geistlichkeit sich fühlen, um — allen ihren dem Zeitgeist scheinbar gemachten Konzessionen zum Troste — Millionen von Menschen, hohen und niederen, ungebildeten und gebildeten, solche Gebete zu diktieren! Wie sehr ihrer Schwäche bewußt mußten hingegen die Freidenker sein, um derlei stillschweigend geschehen zu lassen, um nicht in allen ihren Versammlungen und Zeitungen gegen solches Niedertreten der Vernunft laut zu protestieren! Und wie falsch, wie verlogen mußten ihrerseits die verschiedenen, aus politischen, spiritualistischen oder sonstigen Gründen Frommthuenden sein, welche sich den Anschein gaben, als verteidigten sie vom Glauben nur den Geist — und nicht den Buchstaben, nicht die Form; die aber dennoch der Form und dem Buchstaben, wie selbe in dem zitierten Gebet unmaskeirt auftraten, zum Siege verhalfen. Und zugleich auch dem Geiste dienten, der darin maskeirt enthalten war. Denn offenbar war es des Papstes Absicht, indem er täglich in fünfzigtausend Messen das versammelte Volk „flehentlich“ um die Freiheit und Erhöhung der Kirche beten ließ, den Wunsch dieser Erhöhung (mit anderen Worten Wiederherstellung der weltlichen Macht) im Herzen der Beter großzuziehen. Die millionenfache Wiederholung war natürlich auf dieses Resultat abgezielt; es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß Leo XIII. der Meinung war, die Sache müsse der heiligen Jungfrau erst so oft vorgetragen werden, damit sie sich bewogen fühle, bei Gott fürzusprechen, dasjenige zu thun, was in seinem unabänderlichen Ratschluß längst bestimmt sein mußte, und was — wenn die katholische Kirche wirklich die Braut Christi war — er doch zu seinem eigenen Ruhme verfügt hätte, ohne dazu erst durch so massenhaft zudringliches Bitten erweicht werden zu müssen. „Man merkt die Absicht und ist verstimmt“ war ein damals sehr verbreitetes Dichterwort; aber

hier merkten sie nichts — plapperten gehorsam nach und fühlten sich nicht nur nicht verstimmt, sondern gehoben. Sollten sie alle so blind und denkfähig gewesen sein? Gewiß nicht; bei einigem Nachdenken wäre wohl den Meisten jene verborgene Absicht aufgefallen, aber sie dachten eben vorsätzlich gar nicht nach. So wie sie die Kirche betraten, oder ein heiliges Buch zur Hand nahmen, oder einer geistlichen Kundgebung lauschten — kurz, so wie sie in die Region des Glaubens kamen, so waren sie unter dem Banne des ersten aller Glaubensgebote: „Nicht denken! Vernunft unterdrücken!“ Da fiel in ihrem Geiste — dort, wo gewöhnlich Vergleiche anstellt, Schlüsse gezogen und sonstige Verstandesoperationen gemacht werden — gleichsam eine Klappe zu, und sie waren nur mehr ganz Gefühl, ganz Ehrfurcht oder — wie sie es nannten — ganz Andacht. Da hörten die Worte auf, Begriffe zu decken; da waren dieselben nur mehr Klänge, nur mehr mit magischer Gewalt versehene Beschwörungsformeln — und in der That, da stand ja die wunderbare, heiligende Kraft verbürgt, man brauchte das nur herzusagen, und der dreihunderttägige Ablauf war gewährt.

Eine interessante Studie läßt sich anstellen, wenn man den Andachtsgeist und den Untertanengeist zu einander hält. Man findet in diesem Wechselverhältnis die größte Abhängigkeit; die Stärke des einen wird von der Stärke des anderen bedingt und des einen Abnahme zieht des anderen Abnahme nach sich. Daher predigten auch die Monarchisten beständig die Rückkehr zum Glauben und predigten die Klerikalen die Anhänglichkeit an den Thron. So ist das Zusammenhalten dieser beiden Prinzipien vom Standpunkt der Klugheit leicht erklärt, aber sie waren nicht nur zur gegenseitigen Stütze aneinander gelehnt, sondern vielmehr organisch miteinander verwachsen: Gottesverehrung und Königsverehrung hatten einen gemeinsamen Stamm: Tyrannenfurcht. In dem erstgenannten blieb sogar das Wort „Furcht“ noch erhalten. „Gottesfurcht“ war mit Andacht synonym. Dem Anthropomorphismus entsprechend, der allen Gottesvorstellungen anhaftet, haben die Menschen

stets ihr höchstes Menschenideal in den Himmel versetzt; und was gab es wohl in den ersten Zeiten für ein höheres Bild der Macht und des Ruhmes als der „König“ — als derjenige, von dessen Willen Leben und Tod aller Unterthanen abhingen, in dessen Händen alle Wohlthaten und alle Geißel lagen — der mit einem Wort „der Herr“ war? Und so wurde denn dieser Begriff — nicht verändert, nur erweitert — auf Gott übertragen und derselbe ward als König der Könige, als Herr des Himmels und der Erde eingesetzt. Man stellte ihm einen Thron in den Wolken zurecht und gab ihm die Erde als Fußschemel; man bürdete ihm das Geschäft auf, die Welt zu „regieren“, man beugte sich vor seiner „Majestät“ und erkannte seinen Willen als Gesetz, seine Gaben als Gnade, seine Strafen als Gerechtigkeit an. Auch der Hofstaat fehlte nicht: die Heiligen mit raterteilender Fürsprache — die Königin-Mutter mit dem mächtigsten Einfluß; und auch eine Garde ward um den Thron gestellt: die himmlischen Heerschaaren mit deren Befehlshaber Erzengel Michael an der Spitze. Dazu Pomp und Zeremonien und die starre Etiquette der Liturgie. Die ganze Art, mit Gott zu verkehren, glich derjenigen, in welcher demütige Unterthanen ihrem Fürsten nahen: die Stirn im Staube, Furcht und Bewunderung im Herzen, Schmeichelworte auf den Lippen. Daß man „du“ und „Vater“ zu ihm sagte, geschah nach demselben Prinzip, nach welchem der russische Bauer seinen Zar mit „Väterchen“ ansprach.

Doch, wie gesagt, das himmlische Königtum war nicht nur dem Muster eines autokratischen und despotischen, sondern dem eines tyrannischen Reiches nachgebildet. Ganz natürlich, denn diese Form war unter den barbarischen Menschen die erste, und wenn auch im Lauf der Zeit die Tyrannei abnahm und verschwand, so blieb das ins Göttliche übertragene Bild derselben unwandelbar — da ja doch Unwandelbarkeit eines der wichtigsten göttlichen Attribute war. So wie die ersten Unterthanen zitternd und winselnd ihren Herrn erkannten, der nach der grausamsten Laune über ihr Geschick und über ihr Leben waltete, bei dem sie weniger galten, als der an seinen Sohlen

haftende Staub, so sahen die späteren, schon längst vom Tyrannenjoch befreiten Völker noch ihren Gott vor sich und glaubten ihm gegenüber jene zitternde und in ein elendes Nichts zusammenschrumpfende Haltung wahren zu müssen, welche — bei Strafe des Bauchaufschlitzens — den Unterthanen des Altertums geboten war. Dieselbe Lobpreisung der grausamen Größe ihres Herrn, wie man sie in den orientalischen Königsepen findet; dieselbe Erkenntnis, daß jede dem elenden Sklaven nicht zugefügte Mißhandlung ein Akt der Gnade sei, für die der Verschonte inbrünstig danken muß; daß um Abwendung von Schlägen und Foltern, von Abgabslasten und Frohnarbeiten flehentlich gebeten werden soll; und wenn die Schläge dennoch erfolgen, die Hand noch geküßt werden muß, welche sie erteilt, und wenn jener die Abgaben und Arbeit dennoch zu fordern geruht, dieselben freudig zu leisten seien. Oder ist etwa ein anderer Geist als dieser in den Gebeten enthalten, welche um Abwendung von Jammer und Hunger zum Himmel aufstiegen und für jede nicht erlittene Unbill, für jedes vermiedene Unglück dankten, als wäre alles Unglück rechtmäßig verdient, und dessen etwaiges Nichteintreffen das Werk maßloser Barmherzigkeit? . . . Dieselbe Voraussetzung, daß zu der Größe des Herrn, zu der Befriedigung seiner Selbstanbetung, die Leiden, Wünsche und Leben seiner Unterthanen sich verhalten, wie eins zu unendlich, so daß die geringste Übertretung seiner kaum ausgesprochenen Gebote nicht zu streng mit der ärgsten Folter gesühnt werden kann; daß er noch immer der Gütige und Milde und Barmherzige heißen muß, wenn er einen Frechen, der etwa in seiner Gegenwart zu nießen wagt, in siedendes Del tauchen läßt: diese Voraussetzung — ins Unendliche übersezt — läßt auch einen allgütigen Gott zu, der nur die allernotwendigste Gerechtigkeitsforderung erfüllt, indem er ungezählte Millionen seiner Geschöpfe im Feuer der Hölle ewig, ewig, ewig büßen läßt . . . Die Ungeheuerlichkeit dieser letzten Vorstellung ist eine solche, daß sie eigentlich die Moloch-Idee noch übertrifft. Denn was sind die paar Opferabschlachtungen, mit der schnell

überstandenen Todespein, an welchen sich der Göze erfreute, gegen die „ewigen“ Qualen seiner Kinder, die den väterlichen Christengott in seiner All-Seligkeit nicht stören sollten? — Aber der Unterthanengeist, der bis zur höchsten Potenz gesteigerte Unterthanengeist, der konnte solche Ideen fassen; der konnte in Anbetracht königlicher oder gar göttlicher Majestät sich und seinesgleichen als Null betrachten; und in der That: ob nun Nullen in der Hölle braten oder nicht, das muß dem Himmelsherrscher doch gleichgültig sein.

Neben dieser Demut aber doch wieder dieser Dünkel! Der Mensch als Gottes Ebenbild geschaffen — die Erde das Zentrum der Welt u. s. w. Auch ganz Hoffschranzenart. Hat es je hoffärtigere, aufgeblasen stolzere Leute gegeben als solche, welchen es gestattet war, den Fürsten Sakaiendienste zu verrichten? Und folgerichtig: wer war unter allen Menschen der hochmütigste? Derjenige, der sich demütigt „Knecht der Knechte“ nannte und das Obermeisteramt des Himmels verwaltete — der Papst. Bei Krönung eines solchen wurde ihm vom ersten Kardinalsdiakon die Tiara mit den Worten aufgesetzt: Empfange die mit drei Kronen geschmückte Tiara und wisse, daß du der Vater der Fürsten und Könige, der Regierer der Welt und der Stellvertreter des Erlösers bist.

Hier einige vom Stuhle Petri ausgegangene, diesen Geist der Hoffart kennzeichnende Aussprüche.

„Der Herrscher in der Höhe, dem gegeben ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden, übergab zur Regierung in der Fülle der Gewalt die eine heilige und apostolische Kirche, außerhalb der es kein Heil gibt, einem Einzigen auf der Erde, nämlich dem Apostelfürsten Petrus und dessen Nachfolger, dem römischen Pontifex. Diesen Einen setzte er über alle Völker und Reiche zum Fürsten.“

Pius V. Bulle „Regnans in excelsis“ vom 15. Februar 1571.

„Kraft apostolischer Machtvollkommenheit erklären wir die nachfolgenden Satzungen des sogenannten „Westphälischen

Friedens“ nichtig, unbillig, verdammt, verworfen, vergeblich, der Kräfte und Erfolge entbehrend für alle Zukunft.“

Innocenz X. Bulle „Zelo domus Dei“. 20. November 1648.

„Wohlan denn, ihr Väter und heiligsten Fürsten, es möge die ganze Welt erkennen und einsehen, daß wenn ihr im Himmel bindet und löset, ihr auf der Erde die Kaisertümer, Königreiche, Fürstentümer u. s. w. und aller Menschen Besitztümer nach Gebühr einem jeglichen nehmen und geben könnet.“

Gregor VII. (In der Sitzung vom 7. März des Konzils zu Rom.)

Während wir schon daran sind, in den aufbewahrten Aussprüchen der Päpste zu blättern, um die Behauptung bestätigt zu finden, daß neben frommer Demut der ärgste weltliche Hochmut einhergeht, lassen Sie uns im Vorübergehen auch einige solcher Aussprüche zitieren, welche von einem anderen — dem Hochmut verwandten — Zuge, von Grausamkeit zeugen.

„Wir befehlen, daß alle Ketzer, deren man habhaft werden kann, wie Seelenräuber, Mörder und wie Diebe und Verräter der göttlichen Sakramente und des christlichen Glaubens, selbst mit Gefahr der Verstümmelung und des Todes, sollen gefoltert werden, damit sie entweder zum Geständnis der eigenen Schuld oder doch zur Angabe anderer Ketzer gebracht werden.“

Innocenz II. Bulle an die Inquisitoren.

„Damit ihre Verwegenheit nicht den Verächtern zum Beispiele werde, haben wir aller Florentiner unbewegliche Güter, wo sie immer liegen, konfisziert, und deren Personen, alle und jede einzelne, den Gläubigen preisgegeben, damit sie Sklaven der sie Ergreifenden werden.“

Gregor XI. Bulle („In comnemfere“ vom 22. März 1376).

„Wir halten diejenigen nicht für Mörder, bei welchen es sich ereignet hat, daß, brennend gegen Exkommunizierte vor Eifer zur katholischen Mutter, irgend welche von ihnen totgeschlagen haben.“

Urban II.

„Wir befehlen euch, keinen Hugenotten gefangen zu nehmen, wohl aber jeden, der euch in die Hände fällt, zu töten.“

Pius V. (Befehl an den Grafen Santafiore).

„Verfolget mit Feuer und Schwert Heinrich IV., das Haupt der Ketzer und alle seine Anhänger. Ihr könnet kein angenehmeres Opfer Gott sonst bringen.“

Paschalis II. (Brief an die Grafen von Hennegau vom Jahre 1599).

\* \* \*

Diejenigen, welche diese Befehle erteilten — und auch diejenigen zumeist, welche darnach handelten — hatten gar nicht das Bewußtsein, daß darin Grausamkeit enthalten sei; es war in ihren Augen nur strenge Gerechtigkeit. Der Maßstab, nach welchem die von Machthabern an den Geringen, namentlich den rebellierenden Geringen, geübten Strafen gemessen wurden, das war ja eben der Maßstab des Hochmuts. Und so wie der Herrscher eines Weltreiches, der aufrührerische Sklavenhorden niedermetzeln läßt, darum nicht ungerecht erschien, und wie der rächende Gott nicht für grausam galt, sondern im Gegenteil noch als allbarmherzig gepriesen wurde, der ungehorsame Menschlein in den ewigen Höllenpfuhl warf; — so that doch Gottes Stellvertreter nichts Ungebührliches, wenn er ein Häuflein Ketzer zertrat. Im Verhältnis zu ihm waren solche doch nur — immer nach jenem Maßstab — dasselbe, was für uns eine Brut von Ungeziefer wäre, welche wir mit einem Fußtritt unschädlich machten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die Verwandtschaft vom Unterthanen- und Kirchenggeist sich in allen möglichen kleinen Einzelheiten kundgibt. So kann man in den verschiedenen geistlichen Allokutionen sehen, nicht nur, daß stets die loyalsten Kundgebungen für den „allerhöchsten Thron“, für das allergnädigste, mit den glänzendsten Tugenden ausgestattete Herrscherhaus darin ausgedrückt wurden, sondern es läßt sich auch konstatieren, daß die Titelmanie, welche mit dem hereinbrechenden demokratischen Geiste doch schon in allgemeiner Abnahme begriffen war, — ebenso wie die einst herrschenden devot-unter-

thänigen Redensarten — in der Schreibweise des Klerus sich viel länger erhalten haben, als unter den Laien. Während die liberalen Tagesblätter schon ganz geläufig schrieben: „Der Kaiser hat sich nach X begeben, würde ein Prälat dies nicht anders berichtet haben als mit den Worten: „Se. k. k. apostolische Majestät, unser allergnädigster Kaiser und Herr, haben huldreichst geruht, die treue Stadt X mit allerhöchst Ihrer Gegenwart zu beglücken.“ Und während die Titulaturen Hoch- und Wohlgeboren immer seltener angewendet wurden, hätte ein Pfarrer gewiß nicht versäumt, wenn er an einen Baron, seinen Gutsherrn, schrieb, denselben mit „Ew. Hochwohlgeboren, hochwohlgeborener Freiherr und Herr!“ anzureden. Und dieser selbe Geist erstreckte sich bis zu den mit geistlichen Waren handelnden Kaufleuten: während z. B. der weltliche Buchhändler jenem selben Gutsherrn einen Pack wissenschaftlicher Werke unter der Adresse „Herrn Baron N. N.“ zugeschieft hätte, würde der Gebetbücher- und Paramentenlieferant nicht versäumt haben, seine Sendung mit der Überschrift „An Se. Excellenz“ zu versehen.

Eine deutliche Illustration zu der Verquickung von Königlichkeit und Kirchlichkeit findet sich in einem Gemälde, welches die Damen der ungarischen Aristokratie dem Papst Leo XIII. geschenkt haben. Dasselbe stellt die „Gottesmutter als Königin von Ungarn“ vor. Von einem katholischen Berichterstatter wird das Bild also geschildert: „Maria sitzt auf einem Marmorthron, das göttliche Kind, welches segnend die Rechte erhebt, auf dem Schooße. Zwei schwebende Engel halten über ihrem Haupte das Diadem der Himmelskönigin, und vor ihr kniet der heilige Stephan, von dem historischen Königsmantel umwallt, ihr seine Krone darreichend. Links neben diesem steht sein Sohn, der heilige Emerich, die Lilie als Symbol der jungfräulichen Keuschheit in der Hand. Als einziger Sohn des Königs sollte er sich verhehelichen, um den Stamm fortzupflanzen; da er jedoch schon vorher das Gelübde der Keuschheit abgelegt hatte, so rief er den Beistand Mariä an und erlangte durch ihre Fürbitte, daß er in der Nacht vor dem zu seiner Hochzeit anberaumten Tage

starb. Gegenüber dem heiligen Stephan steht der heilige König Ladislaus, in voller Eisenrüstung und auf die Streitart gestützt, wodurch an seine großen Königsthaten erinnert werden soll, und rechts von ihm erblickt man die heilige Elisabeth mit den wunderbaren Rosen im Korbe.“

Dieses Bild ist vollständig. Da finden wir auf einem Stück Leinwand in verdichteter Form alle die Dinge hingemalt, welche den loyalen Glaubensgeist charakterisieren. Vor allem die Vergötterung des Königlichen — indem die Verleihung der Königswürde als die dem Göttlichen darzubringende höchste Huldigung hingestellt wird; daneben die Verherrlichung der jünglinghaften Keuschheit, wobei der Verzicht auf die größte Lebensfreude als die Gott wohlgefälligste Tugend erscheint — wo es als eine Gnade der Gottesmutter gilt, wenn der junge Prinz in der Nacht vor seinem Hochzeitstage stirbt — ein Los, das an die fröhliche Sterbestunde des fieberkranken polnischen Heiligkeitsvorbildes Kasimir erinnert —; daneben die thüringische Landgräfin, deren im Körbchen verborgene Speisen zur besseren Hintergehung ihres Gemahls in Rosen verwandelt werden — also die Verherrlichung des kindischsten Wunderglaubens. Und damit gar nichts fehle: auch noch die Verherrlichung des Kriegsgeistes, in der Gestalt des eisengerüsteten, auf seiner Streitart ruhenden Eroberers!

Jawohl: Streitart und Schwert, die waren nebst Kreuzen und Kelchen, nebst Kronen und Szeptern gar hochgehaltene Symbole. Die stammten noch aus jener Zeit, wo Kronen durch nichts anderes errungen und erhalten wurden als durch Schwertstreiche und Arthiebe, und wo diese letzteren als „ruhmreiche Königsthaten“ die Bewunderung aller Völker erregten.

Da hat man neulich unter den Ruinen der einstigen Sachsenstadt Dresden eine Waffe ausgegraben, welche wahrscheinlich aus dem dortigen Museum stammt. Darauf ist ein Bers eingegraben, welcher deutlich zeigt, in welchem Lichte die Frommen Mordinstrumente zu betrachten pflegten. Diese Waffe war zur Zeit des Maschinenalters zwar schon ein antikes Stück, aber der Geist des eingegrabenen Spruches lebte noch fort:

Gott Vatter auf dem höchsten Thron,  
 Ich bitt' dich, thu' mir heut beisteh'n,  
 Daß ich mit dieser Art zumal  
 Der Feind' erschlag' eine große Zahl.  
 Ich thu' sie schwingen mit allem Fleiß,  
 Denn es geschieht zu deinem Preis.

Die Zeit, wo diese Art geschwungen und dieser Vers gedichtet worden, war jedenfalls eine viel widerspruchsflosere als das Maschinenalter. Da haute man fröhlich „mit allem Fleiß“ drauflos, überzeugt, daß Der „auf dem höchsten Thron“ dadurch befriedigt wird und dem wackeren Artschwinger einen Lohn bereit hält. Da glaubte noch jeder gern und willig das Rosen- und ähnliche Wunder; da fiel alles unwillkürlich nieder und klopfte den Boden mit der Stirn, wenn der Strahl einer Krone irgendwie aufleuchtete, und fühlte sich dabei noch höchst beglückt und geehrt, daß dieser Strahl über dem gebeugten Haupt die Luft erhellte — ob auch der Fuß des Kronenträgers den gebeugten Nacken trat . . . Aber zur Maschinenzeit, zur Zeit nämlich, wo das demokratische Prinzip gegen Despotenverehrung, das Humanitätsprinzip gegen Streitart-Schwingelei und das wissenschaftliche Prinzip gegen Wundergeschichten sich sträubte: wie mußten die Vertreter dieser Prinzipien leiden und schauern und sich schweigend verschließen, wenn sie rings um sich alle offizielle Macht, alle öffentliche Ehrerbietung nur auf jener Seite sahen, von der sie sich abgewendet hatten? Ihr Trost war die Zukunft — denn die Gegenwart, das mußten sie trauernd bekennen, gehörte ihnen nicht. Nicht minder traurig jedoch — trotz äußeren Anscheins — war, bei aller offiziellen Macht und bei aller öffentlichen Ehrerbietung, das Los der Anderen. Sie mußten den Boden unter ihren Füßen schwanken fühlen; sie wußten wohl, daß ihnen die Zustimmung einer großen Anzahl — darunter der Besten — ihrer Zeitgenossen fehlte; sie wurden selber angesteckt von den Ideen ihrer Gegner; Zweifel stiegen in ihnen auf, ob nicht etwa Menschlichkeit, Wissenschaft und Vernunft doch höhere und schönere Ziele verfolgten, als dies die von der Vergangen-

heit überlieferten Dogmen thaten — sie mußten es fürchten und ahnen: die Zukunft gehörte ihnen nicht.

Ich möchte diese Vorlesung, welche von der Religion des Maschinenalters handelt, nicht schließen, meine geehrten Zuhörer, ohne Sie gegen eine Urteilsform zu warnen, welche vergangene Kulturzustände nur im Lichte der Gegenwart betrachtet und dadurch stets ungerecht wird. Alle die Dinge, die uns heute als Grausamkeit, als geistige Beschränkung erscheinen, sind grausam und beschränkt im Sinne der jeweilig erreichten Erkenntnis; aber in einer Zeit, welche von dieser Erkenntnis noch nicht durchdrungen war, konnten dieselben Dinge — und so war es in der That — von der Mehrzahl als Tugend geübt und als Gelehrsamkeit bewundert werden. Wer z. B. in einem Seminar erzogen war,\*) der konnte bei allem Fleiß des Lernens und Denkens nicht über die Scholastik hinaus. Wer in aller Herzenseinfalt glaubte, daß es nur Eine seligmachende Kirche gab, der konnte auch aus Pflichterfüllung Ketzerverfolgung

---

\*) In Saint-Sulpice (Paris) war die Tages- und Studien-Einteilung folgende: Um 5 Uhr Morgens öffnen die excitatores lärmend die Thüren der Schlafsäle und Zellen und zünden Lichter an. Eine halbe Stunde hat jeder zum Toilettemachen und Zimmeraufräumen. Von 5<sup>1</sup>/<sub>2</sub> bis 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> gemeinschaftliches Gebet. Gleich darauf Messe bis 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub>. Darauf jeder in seiner Zelle Bibel-Lesen. Um 8 Uhr kleines Frühstück — nämlich Brot und gewässerter Wein. Dann Promenieren in den Gängen. Eine Stunde Studien; um 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Moralklasse aus den Werken von Monseigneur Bouvier oder Anderen; nach der Klasse viertelstündige Diskussion. Um 11 Uhr beginnen die Vorträge von Liturgie, Kirchengeschichte und orientalische Sprachen. Um 12 Uhr das Hauptmahl — wie Kasernenkost. Zur Fastenzeit Linsen, Bohnen, Reis. Manchmal als Dessert eingekochtes Obst. Während des Essens liest ein Seminarist laut vor — entweder eine Predigt oder eine Episode aus der Kirchengeschichte. Hernach Dankagung in der Kapelle; dann Recreation, entweder in den Gängen oder Gärten, Herumwandeln, jedoch nie zu zweien, immer nur in Gruppen von mehreren. Die Seniores regen ein frommes Thema an, um sich so täglich auf die Weise vorzubereiten; andere halten offene Tribüne für theologische Diskussion; der Eine kommentiert den Franz von Sales, der Andere den Thomas von Aquino. Nach der Recreation Rosenkranz-Hersagen. Dann die Abendkurse — Latein, Philosophie (!) u. s. w. Wiederholung der Exerzitien des Morgens bis 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub>, wo die geistliche Lektüre beginnt aus dem „Traité de Perfection“ von Rodriguez. Um 8 Uhr Abendbrod, Nachtgebet, Schlafengehen. An Sonntagen zwischen den Gottesdiensten: Katechismus, Übung der liturgischen Gesänge u. s. w.

betreiben. Wer das thut, was er für seine Schuldigkeit hält, ist tugendhaft und verdient dafür unsere Anerkennung, auch wenn wir die betreffende Handlung nicht als tugendhaft anerkennen.

Und bedenken Sie: gerade mit den verschiedenen Religionen, deren Unfinnigkeiten und Schädlichkeiten wir heute so deutlich sehen und verdammen — noch viel deutlicher sehen und lebhafter verdammen, als die Freidenker jener Zeit es thaten — gerade damit hatten die meisten Menschen ihre edelsten und besten Regungen zu verbinden gelernt. Hier, mit dem Glauben eng verkettet, pflegten sie ihr Streben nach Bervollkommnung, ihre Milde, ihre Opferwilligkeit, ihre Nächstenliebe; hier, an den Altären, bereuten sie ihre Fehler und Schwächen, bildeten ihre Vorsätze der Besserung und Läuterung; hier, von der Kanzel herab, ward ihnen gelehrt, den Schuldigen zu vergeben und im Unglück einander beizustehen; hier fühlten sie sich als eine Gemeinde von in Liebe vereinten Geschwistern — Kindern desselben Himmelsvaters — hier schwuren sie ihre Eide ehelicher Treue, hier begruben und beweinten sie ihre geliebten Toten . . . Lassen Sie uns das alles nicht vergessen. Diese schönen Blüten, welche da die morschen Altarpfeiler umrankten, sind durch den Umsturz der letzteren nicht verdorben. Aber das war's eben, was die Altarhüter immer befürchten mochten: sie wähten, daß der sie bekämpfende Freigedanke es nicht nur auf Entfernung der unhaltbaren Glaubenspfeiler, sondern auf die Vernichtung aller darauf sich stützenden Tugenden abgesehen habe. Wie sehr dies eine arge Verkennung war, das wissen wir. Wenn wir aber, von der Höhe unserer Erkenntnis herab, die Tugenden vergäßen, welche unsere Vorfahren auf dem Gebiete ihres Glaubens geübt, dann würden wir die Verkennenden sein.

